

Else Würgau-Rutsch

EINE KINDHEIT IM ERSTEN WELTKRIEG

Erinnerungen 1914 – 1918



Ausgabe für die Webseite 2014

Veröffentlicht auf www.kindheit.stefanmart.de

unter Creative Commons-Lizenz (CC BY-NC-ND 3.0 DE)

Herford 2014

VORWORT 2014

Else Würgau-Rutsch, geboren am 30. Dezember 1907 in Hohenklingen, starb am 5. Oktober 1992 in Herford. Ihr schwäbisches Heimatdorf, Ziel einer lebenslangen Sehnsucht, gehört heute zur Stadt Knittlingen im Enzkreis. 1920 zog sie mit ihren Eltern, Friedrich Rutsch (1879–1958) und Pauline geb. Kopp (1880–1967), nach Murrhardt im Rems-Murr-Kreis. Dort war sie nach ihrem Studium an der Musikhochschule Stuttgart bis ins hohe Alter als Klavierlehrerin tätig, – lange genug, um noch die Kinder, ja manche Enkel früherer Schülerinnen und Schüler zu unterrichten. Mit zweiundachtzig begann sie, ihre Kindheitserinnerungen aus der Zeit 1914–18 aufzuschreiben. In Herford, wo sie bei Sohn und Schwiegertochter das letzte halbe Jahr ihres Lebens verbrachte, vollendete sie das Manuskript zum vorliegenden Buch. Es war für ihre Verwandten und Freunde bestimmt, denen ich es nach ihrem Tode habe zukommen lassen.

Hundert Jahre nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieg, der sich als Vorspiel zum Zweiten, nicht weniger schrecklichen herausstellte, scheint mir die Zeit gekommen, dieses Buch öffentlich zugänglich zu machen. Ich stelle es daher ins Internet, und zwar unter Creative Commons Lizenz, d. h. ohne die weitgehenden Auflagen, die mit dem Copyright verbunden sind. Wer will, kann *Eine Kindheit im Ersten Weltkrieg* herunterladen und weiterverbreiten, sofern Autorin und Quelle angegeben werden. Nicht erlaubt sind die kommerzielle Nutzung und die Veränderung des Textes.

Herford, den 30. Dezember 2013

Dr. Rainer Würgau

INHALT

ERSTES KAPITEL 1914

*Heimatsdorf und Eltern 3 / Der zweite August 5 / Das Goldauto 6 /
Das Glockenläuten und der Staatsanzeiger 7 / Die Europakarte 9 /
Besuch im Lazarett 11 / Meine Verwandten 12 / Großmutter Reise nach Bromberg 13*

ZWEITES KAPITEL 1915

*Frühjahr in Hohenklingen 16 / Honig und Kirschen 17 / Großmutter in Enzberg 19 /
Die Enzberger Kinder 21 / Wilhelm und die Sitzordnung 22 / Ein Morgen in den Enzwiesen 23 /
Das Heu wird eingefahren 24 / Die Barfüßler 26 / Ein Brief von Friedrich 27*

DRITTES KAPITEL 1916

*„Seemannslos“ 29 / Sonnenwirbele 31 / Vater neu einberufen 32 /
Kriegstote in der Heimat 33 / Pflichten 34 / Das Haus 36 /
Der Enzberger Großvater und seine Schwester 40 / Tod des Großvaters 42 / Brot 43 /
Die Mohnprinzessinnen 45 / Kupfersammlung 47 / Der Vater aller Dinge 48 /
Tante Emma und Onkel Johann 49 / Das Bäuschlein 50 / Eisen für Silber und Gold 52 / „Möwe“ 53 /
Vater an der Somme 56 / Briefwechsel mit der Front 59 / Kriegsweihnachten 61*

VIERTES KAPITEL 1917

*Frost 64 / Mutter Krankheit 64 / Vater im Unterstand 66 / Papierkrieg 68 /
Briefe an die Front 70 / Die Weltkarte 71 / Kriegsberichterstattung 72 /
Die Schreckensbotschaft 73 / Harmonikaspiel und Tanz 75 / Vaters Rückkehr 76 /
Kornernte auf den Steigäckern 77 / Der doppelte Boden 79 / Ich werde beim Schwindeln ertappt 80 /
Die Reformationsfeier 81 / Der rote Faden 82 / Bertas Entscheidung 84*

FÜNFTES KAPITEL 1918

*Der Hof wird verkauft 86 / Waldsommer 88 / Friedrichs letzter Brief 92 / Wahrträume 94 /
Der verlorene Krieg 95 / Der Quartiergast 98*

ZU GUTER LETZT 100

ERSTES KAPITEL 1914

Heimatsdorf und Eltern

Meine erste Heimat war Hohenklingen, ein kleines Dorf in der fruchtbaren Gegend zwischen Neckar und nördlichem Schwarzwald, unweit von Stadt und Kloster Maulbronn. Sanft in Obstwiesen und Weinberge eingebettet, füllt es ein Tälchen aus. Seine Häuser ziehen sich die Berghalden hinauf, die oben mit Buchenwäldern bestanden sind. Hierher kamen meine Eltern nach ihrer Heirat im Jahre 1906, hier bin ich im Jahr darauf geboren und hier habe ich meine Kindheit verbracht. Wir wohnten an der steilen Dorfstraße im Schulhäuschen der Gemeinde, einem hübschen zweistöckigen Fachwerkbau, hinter dem ein großer Garten lag.

Vater war Lehrer, Mutter Hausfrau, beide unermüdlich tätig. Vater war, wie damals auf dem Lande üblich, zugleich Kantor. Werktags hielt er Schule, sonntags spielte er in der Kirche Orgel und leitete den Chor. Auch half er bei der Gründung und Verwaltung einer Weinbauerngenossenschaft. Mutter ging in ihrer Haus- und Gartenarbeit auf, zog Obst und Gemüse, hielt Geflügel und vor allem Bienen, zeitweilig über dreißig Völker. Meine Eltern hatten wenig Zeit, mit mir zu spielen. Das war aber auch nicht nötig. Allein in den umliegenden Häusern gab es fünf gleichaltrige Buben. Mit ihnen sprang, kletterte und raufte ich, wie sie hatte ich stets aufgeschürfte Knie. „Halb so wild, Else, halb so wild!“ rief der Nachbar immer hinter mir her. Als Einzelkind hielt ich mich aber auch gern zu Erwachsenen. Den Vater bestürmte ich mit Fragen über Gott und die Welt, sodaß es ihm manchmal zuviel wurde, obwohl er mir gern Auskunft gab, wenn er meinte, daß ich etwas verstehen könne und müsse. Die Mutter begleitete ich in den Garten, schaute ihr beim Hacken und Setzen zu und bettelte darum, Arbeiten, die mir gefielen, allein tun zu dürfen. Noch war Arbeit für mich vom Spiel nicht deutlich getrennt. Die Mutter lächelte und ließ mich laufen, wenn ich schon nach fünf Minuten vom Beerenpflücken genug hatte. Denn es war ein schöner, heißer Sommer und ich sollte meine Freiheit noch einmal genießen. Nach den Großen Ferien, zu Beginn des Schuljahrs 1914/15, würde ich unter die Abc-Schützen gesteckt werden. Ich freute mich darauf, bei meinem Vater in die Schule gehen zu dürfen.

Doch kam alles anders. Erst mußte ich mit hohem Fieber im Bett bleiben. Unser Hausarzt stellte Masern, Wasserpocken und eine Angina fest. „Ein bißchen viel auf einmal“, sagte er. Die Eltern schlossen die Fensterläden gegen die Hitze und hängten nasse Bettlaken über die offenen Fensterflügel, um mir etwas Erleichterung zu verschaffen. In meiner schlimmsten Nacht betteten sie

mich zwischen sich. Es war drückend schwül. Ich erwachte aus unruhigem Schlaf mit heftigem Nasenbluten. Der Kopfschmerz war weg, das Fieber sank, die Krise war überstanden. Vater und Mutter konnten aufatmen und nach vielen Nächten selbst wieder Ruhe finden.



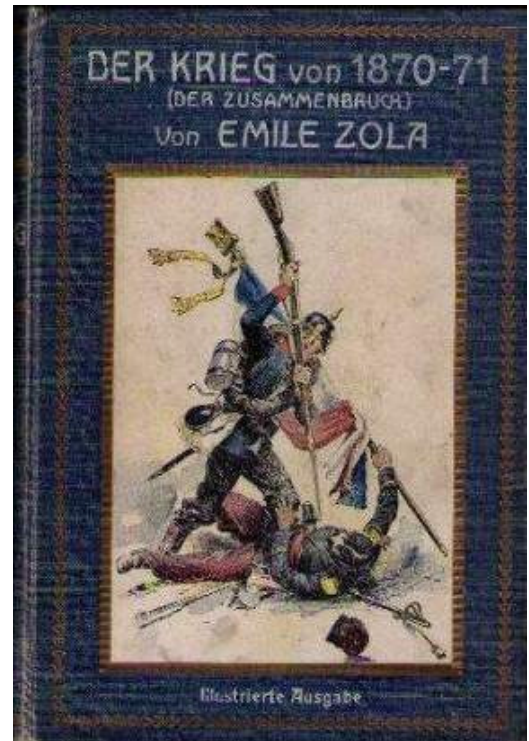
Das Schulhaus Hohenklingen mit Vater, Mutter und Tochter

Der zweite August 1914

Am nächsten Morgen erhoben sie sich, zeitig wie immer. Ich träumte der Genesung entgegen. Aufgeweckt wurde ich durch die Schelle des Büttels. Im Halbschlaf hörte ich sie näherkommen, hörte rufen, verstand aber die Worte nicht. Da kam Mutter ins Zimmer. „Es ist Mobilmachung!“ rief sie. Vater trat auch hinzu. Er war totenblaß. Die Eltern unterhielten sich aufgeregt. „Morgen schon“, sagte der Vater, „muß ich zu den Soldaten!“

Auf der Straße vor dem Schulhaus wurde es nun laut, ein Stimmengewirr drang an mein Ohr: „Wann muß dein Mann fort?“ „Wo müssen sich deine Buben melden?“ Die Mutter trat ans offene Fenster. Ich hörte die Stimme unserer jungen Nachbarin Anna. Sie war Braut und stand vor der Hochzeit. Weinend erzählte sie Mutter, daß ihr Adam nun gleich einrücken müsse. Vollends wach geworden, setzte ich mich auf und fragte: „Was ist Mobilmachung?“ Der Vater dachte nach. Dann sagte er: „Der Kaiser ruft alle Männer, die schon Soldat gewesen sind, zu den Waffen. Jeder muß sich bei seinem Hauptmann in der Kaserne melden. Wenn alle beisammen sind und ihre Gewehre haben, marschieren sie zum Bahnhof und steigen in einen Zug. Der bringt sie zur Grenze, wo sie das Reich schützen und bewachen müssen. Denn an der Grenze wird geschossen. Es ist Krieg, und die Feinde wollen in unser Land einfallen und Städte und Dörfer zerstören“.

Die Grenze des Reiches, das war für uns im Südwesten die französische, und die Feinde die Franzosen. Ich dachte über das Gehörte nach und suchte zusammen, was ich vom Krieg wußte. Da war vor allem das Bild auf dem Deckel eines Buches. Ein Soldat stand breitbeinig über einem anderen, der zu Boden gestürzt war, und setzte ihm sein Bajonett auf die Brust, im Begriff, ihn totzustechen. Der Gestürzte hatte seine Mütze verloren. Er trug rote Hosen. Krampfhaft umklammerte er seine Fahne. Der andere, der ihn niedergeworfen hatte, trug einen Helm, auf dem eine scharfe Spitze emporragte. Diese Spitze und die Schneide des Bajonetts machten mir Angst. Ich fürchtete das Bild, wollte es aber immer wieder sehen. Vater zeigte es mir nur manchmal. Eher ließ er sich erweichen, mir das Kästchen hervorzuholen, in dem er Andenken an seinen Vater aufbewahrte, der am letzten Krieg gegen die Franzosen teilgenommen hatte. Diesen Krieg, sagte Vater, hätten wir gewonnen. Das Kästchen enthielt verschiedene Abzeichen an schwarz-weiß-roten Bändchen und eine große, schwere Gewehrku­gel. Von einer solchen Kugel war Großvater am Bein getroffen worden und



hatte dafür eins der Abzeichen erhalten. Das Bein wurde nie mehr ganz heil. Doch war Großvater zufrieden, daß man es ihm im Lazarett nicht abgenommen hatte und überhaupt froh, nicht totgeschossen worden zu sein. Vater war still und nachdenklich, wenn er Buch und Kästchen wieder wegräumte.

Ich kam zum Schluß, daß der Krieg etwas Gefährliches und Böses sein müsse, und begann, mich vor ihm zu fürchten. Konnte nicht auch mein Vater im Krieg totgeschossen oder totgestochen werden? Und was war mit meinen Onkeln? Ich hatte vier: Onkel Wilhelm und Onkel Friedrich in Enzberg, noch einen Onkel Wilhelm im Schwarzwald, und Onkel Albert im Hohenlohischen. Auch an die Väter der Spielkameraden dachte ich. Ich lag nun wieder in meinem eigenen Bettchen. Die Fenster waren weit geöffnet. Warmer Sommerwind strömte herein, die Schwalben sirrten und schwirrten, die Rosen im Vorgärtchen unter meinem Fenster dufteten, – all dies nahm ich wahr. Doch war es anders, nicht mehr fröhlich, es war, wie wenn eine große, dunkle Wolke über allem stände.

Aber Vater tröstete mich, als er Abschied nahm. Beim Landsturm, sagte er, sei's nicht sehr gefährlich. Weiter fort als nach Mühlacker müsse er nicht. Wo das war, wußte ich. Man fuhr von Maulbronn mit dem Zug, aber nur eine kurze Strecke. Dann hieß es: „Mühlacker, alles aussteigen!“ und man wartete auf den größeren Zug, der einen zur Großmutter nach Enzberg oder noch weiter in den Schwarzwald brachte. Diesen Bahnhof und was dazugehörte, die vielen Eisenbahngleise, mußte Vater nun bewachen helfen. Das leuchtete mir ein. Ich hatte seine Worte behalten und wußte, warum die Eisenbahn für den Krieg so wichtig war. Wenn er die Eisenbahn bewachte, mußte er selbst nicht an die Grenze fahren. Bis dahin, wo geschossen wurde, war es also ein gutes Stück. Denn erst kam die Württembergische Grenze, dann war man in Baden, und erst weit, weit hinter dem Schwarzwald lag Frankreich. Das beruhigte mich und ich vergaß den Krieg.

Das Goldauto

Ich stand schon wieder fest auf den Beinen. An einem Sonntag durfte ich die Mutter nach Mühlacker begleiten. Vater hatte ein paar Stunden dienstfrei, und wir konnten mit ihm zusammensein. Er erwartete uns auf dem Bahnsteig. Ob ich denn auch folgsam gewesen sei, wollte er wissen, und ob ich mich immer noch auf die Schule freue? Dann zeigte er uns, welche Wege er mit seinen Kameraden nachts die Gleise entlanggehen müsse. Wegen der Flieger seien die Züge mit Soldaten und Kriegsgerät meist bei Dunkelheit unterwegs. Alarm hätte es aber noch keinen gegeben, Mutter solle sich keine Sorgen machen.

Anscheinend machte sie sich doch welche. Bei ihren Nähmaschinen lag eines ihrer Unterkleider. Sie hatte die Säume inwendig mit Leinenbändern verstärkt. Wir bekamen damals Vaters Gehalt noch in Gold ausbezahlt und die Leinenbänder waren als Versteck gedacht. Darin wollte Mutter Goldstücke einnähen, falls wir vor den Franzosen fliehen müßten. Es kam aber nie die Nachricht von einem Durchbruch der Franzosen und das vorbereitete Kleid blieb liegen. Auch die feindlichen Flieger und Luftschiffe, nach denen wir Kinder Ausschau hielten, ließen sich nicht blicken. Dafür schwirrten allerlei Gerüchte durch die Luft. Einmal hieß es, Spione hätten der Regierung das Goldauto gestohlen. Es wäre gerade auf der Flucht zur Grenze und müßte in kürzester Zeit durchs Dorf kommen. Einige glaubten es, zogen ihre leeren Leiterwägen, Pflüge, Eggen, Futterschneidmaschinen aus Scheunen und Schuppen heraus und stellten sie quer über die Straße, gleich an drei Stellen des Dorfes. Dabei sprachen sie von Glück, daß es nur eine Durchfahrtsstraße gebe und somit alles verbarrikadiert sei. Ähnliches geschah in Nachbarorten, wie man später erfuhr. Nach vollbrachtem Barrikadenbau zog sich alles in die Häuser zurück, lauschte und spähte hinter Dachluken und Fensterläden nach den Spionen in dem Goldauto aus. Das war natürlich etwas für uns Kinder. Aber wie wurden die, die auf den Trug hereingefallen waren, nachher ausgelacht!

Siegesmeldungen von der Front brachten freudige Erregung in unser Dorf. Wenn eine eintraf, dann schellte nicht der Büttel, es wurden die Kirchenglocken geläutet. Die Front, – das war schon nicht mehr die Grenze des Reiches. Unsere Soldaten kämpften in Belgien, die Stadt Lüttich war besetzt, die Franzosen versuchten vergeblich, ins Elsaß einzudringen. Ich freute mich mit den anderen und hätte fast meine Meinung über den Krieg geändert.

Doch eines Morgens ging ein Raunen durch unser Dorf. Die Nachbarn traten aus den Türen und schauten die Dorfstraße hinunter. Dort war eine Bewegung. Die Frauen flüsterten miteinander, hießen die Kinder schweigen und falteten die Hände, die Männer entblößten ihr Haupt. Unserer jungen Anna war soeben der Tod ihres Mannes mitgeteilt worden. Nachdem er eingerückt war, hatte er noch drei Tage Hochzeitsurlaub erhalten. Dann war er zur Front gekommen und gleich gefallen. Nun war Anna Kriegerwitwe, mit kaum zwanzig Jahren. Ich sehe sie noch langsam die Straße heraufkommen und, von zwei Frauen gestützt, laut weinend ins Haus ihrer Mutter treten.

Das Glockenläuten und der Staatsanzeiger

An einem Werktag läuteten wieder die Glocken. Meine Mutter stand am Fenster und weinte. Ich sah es nicht gerne, wenn sie Tränen vergoß. Es machte mir Angst und ich begann zu schluchzen. Da nahm Mutter mich auf den Arm und sagte mir, daß sie aus Freude weinen müsse. Draußen erklangen Hochrufe. Das Läuten bedeutete einen Sieg. Unsere Soldaten hatten im ostpreußischen Tannenberg ein

russisches Heer geschlagen und viele Feinde gefangen genommen. In der Kirche wurde gebetet, überall im Dorf geflaggt und geschmückt. In den Kränzen und Girlanden steckten schwarz-weiß-rote Papierfähnchen und solche mit den Bildern der Generale Hindenburg und Ludendorff. Ich fragte Mutter, ob Vater nun nach Hause käme. Sie antwortet darauf, noch sei nicht der ganze Krieg gewonnen, sondern nur eine große Schlacht.

Auch sonst läuteten oft die Glocken. Mit Adam zusammen waren nun schon sechs junge Männer aus dem Dorf gefallen, Für jeden Gefallenen gab es einen Trauergottesdienst: die Gemeinde war vollständig versammelt und die Schulkinder sangen. Der Pfarrer predigte und sprach den Hinterbliebenen Mut zu. Wir sollten um unsere Helden nicht nur trauern, sagte er, sondern auch stolz auf sie sein. Freude und Hoffnung müßten wir empfinden, denn sie hätten ihr junges Leben für Kaiser und Vaterland gegeben.

Die „Frau Lehrer“ – so hieß die Mutter im Dorf – bekam nun ein schweres Amt. Sie mußte die Angehörigen von Gefallenen und Schwerverwundeten aufsuchen, ihre Teilnahme bekunden und sie trösten. Einen schweren Tag in der Woche gab es für mich, wenn ich für Mutter beim Dorfanwalt den „Staatsanzeiger“ abholen mußte. Der Anwalt trug einen langen, schneeweißen Bart. Er hatte den Krieg anno 1870 mitgemacht, wie mein Großvater, dabei sein Bein verloren und ein Holzbein dafür bekommen. Er ging damit sehr beschwerlich, hielt sich aber immer aufrecht und flöbte mir großen Respekt ein. Seine jüngste Tochter Luise versorgte ihn. Die liebten wir Kinder innig und nannten sie nur das „Luisetantele“. Bei ihr auf dem Hof gab es eine Gänseherde mit einem Gänserich, der so wachsam war wie ein Hund. Anders als ein Hofhund lag er aber nicht an der Kette, sondern lief frei umher, schrie und schlug mit den Flügeln. Kam man ihm nahe, so zischte und biß er. Auch mich hatte er schon gezwickt. Da half nur laut um Hilfe rufen, und das tat ich, bis Luise unter die Haustür trat und den Wüterich wegscheuchte. Einmal war sie nicht rechtzeitig zur Stelle. Der Ganser bekam mich an der Wade zu fassen und verbiß sich darin. Laut schreiend versuchte ich ihn abzuschütteln. Aber er ließ nicht los und war so stark und schwer, daß ich hinfiel. Endlich kam der Anwalt und verjagte ihn mit seinem Stock. „Dein Ganser hat meine Strümpf“ zerrissen!“ sagte ich empört. So war es auch und das war mir noch ärger als die Kratzer und Blaumale. Ich weinte sehr und war erst zu trösten, als mir das Luisetantele zum schwer erkämpften Staatsanzeiger noch etwas Süßes in die Hand drückte. Mutter ließ mich von da an nicht mehr zum Anwalt gehen und sorgte dafür, daß sie das Amtsblatt ins Haus gebracht bekam. Der Ganser aber wurde immer böser, schreckte schließlich vor niemand mehr zurück und mußte sein Leben lassen.

Mutter saß immer lange über dem Staatsanzeiger. Er brachte die Verlustlisten, in der alle Gefallenen, Vermißten und Verwundeten mit Namen, Heimatadresse und Bezeichnung des Frontabschnitts, an dem sie gekämpft hatten, angeführt waren. Sie sagte mir auch, daß die Unsrigen von den Franzosen in einer großen Schlacht tief in Frankreich, am Marnefluß, zurückgeschlagen

worden seien. Aber noch seien keine Feinde ins Reich eingedrungen und wir sollten beide dafür beten, daß es so bleibe. Täglich schloß ich nun mein Abendgebet mit der Bitte, „Lieber Gott, schütze unser Reich und unseren Kaiser und auch den österreichischen Kaiser und laß keine Franzosen, Engländer, Russen und Polen zu uns herein“.



Die Europakarte

Wer die Franzosen waren, glaubte ich zu wissen. Von den anderen Völkern hatte ich nur gehört. Nun erfuhr ich mehr über sie. Denn aus mir war ein Schulmädchen geworden und im Schulzimmer unter unserer Wohnung hing eine große Landkarte. Darauf zeigte unser junger Lehrer, Herr Thumm, uns Deutschland, Österreich und Ungarn. Auch die Länder, die mit uns Krieg führten, waren auf der Karte zu sehen: Belgien, Frankreich und England im Westen, Polen und Rußland im Osten und im Süden Serbien und Italien. Dann befragte der Lehrer die älteren Schüler. Sie mußten vortreten, mit dem Stock auf die Grenzen der Länder zeigen und dazu die Namen von Städten und Flüssen nennen. Auch bekamen sie kleine Fähnchen. Die ließ Herr Thumm sie überall dorthin stecken, wo unsere Soldaten standen. Es gab zwei Fronten, eine im Westen und eine im Osten. Wir Abc-Schützen schauten zu. Da vorläufig nur ein Lehrer an der Schule war, wurden die Klassen eins bis vier und fünf bis sieben abwechselnd unterrichtet, aber meist im gleichen Zimmer. All das, was wir auf der Karte sehen konnten, erklärte jetzt Herr Thumm, sei Europa. Das war ein neues und schönes Wort. Wir sagten es nach und ließen es uns gefallen. Herr Thumm war damit aber nicht zufrieden. Es sollten ja alle verstehen, was damit gemeint war, auch wir Abc-Schützen, wenn wir schon dabeisaßen. So trat er an meinen Nebensitzer heran, den Karle, legte ihm die Hand auf die Schulter und fragte: „Bist du ein Europäer“? Karle stand auf, streckte die Brust heraus und rief mit seiner tiefen Stimme laut und stolz: „Nein, Herr Lehrer!“ Großes Gelächter, vor allem auf den Hinterbänken, wo die älteren Schüler saßen.

Ich muß gestehen, daß ich tüchtig mitlachte, obwohl ich so wenig begriffen hatte, was ein Europäer war, wie mein Nebensitzer. – Unser junger Lehrer konnte auch sehr schön singen und Geige spielen. So hatte ich ihn schnell ins Herz geschlossen und die Schule gefiel mir mit jedem Tag besser.



Wieder besuchten wir Vater in Mühlacker. Er erkundigte sich nach der Schule, freute sich über mein Lob für den Lehrer und ließ mich die Liedlein vorsingen, die ich bei ihm gelernt hatte. Untereinander sprachen die Eltern über den Krieg, von meinen Onkeln und von den Sorgen der Großmutter in Enzberg. Onkel Friedrich, ihr jüngster Sohn, hatte sich zu Kriegsbeginn freiwillig gemeldet. Er war erst fünfzehneinhalb, aber die Musterungskommission drückte ein Auge zu und nahm ihn an. Nun war er zur Ausbildung in der Kaserne in Ludwigsburg. Tante Berta, ihre jüngste Tochter, tat als freiwillige Schwesternhelferin Dienst am Bahnhof Mühlacker. Bei Tag machte sie mit ihrer Mutter und ihrem älteren Bruder Wilhelm zusammen, der nicht eingezogen war, die Feldarbeit. Nachts kam sie auf dem Bahnhof nur wenig zum Schlafen. Die Truppenzüge mit durstigen, hungrigen Soldaten auf dem Weg zur Westfront mußten mit heißem Kaffee und Broten verpflegt werden. Es fuhren aber auch Züge in umgekehrter Richtung. Auch sie waren voll mit Männern, Gefangenen und Verwundeten. In den Lazarettzügen mußte Berta helfen, die Verwundeten frisch zu verbinden und sie mit Medikamenten versorgen. – „Wenn ich an die Front komme“, sagte Vater, „melde ich mich als Krankenträger“. „Als Sanitäter ist es doch besonders gefährlich“, so die Mutter. Aber Vater war sich sicher: „Gefährlich ist alles, – ich schieße nicht auf Menschen“.

Besuch im Lazarett

Allmählich begann für mich der Ernst des Lebens. Von der Schule und den Schulaufgaben fühlte ich mich nicht eingeschränkt, eher schon von den Pflichten im Haus, die ich nun übernehmen mußte. Im Dorf machte sich die Abwesenheit von Männern und Brüdern bemerkbar. Da die Frauen jetzt neben Haus und Stall auch Äcker und Weinberge zu besorgen hatten, stellten sie die Kinder an, ihnen zu helfen. Mutter ließ mich täglich Schuhe putzen, Treppen und Flure kehren und im Nachbardorf Freudenstein Einkäufe machen. Als Frau Lehrer bekam sie viele Gemeinschaftsaufgaben übertragen. Es war herbstlich geworden und ein gutes Jahr für Brombeeren. Mutter ging also mit anderen Frauen und mit den Schulkindern in den Wald, Beeren pflücken. Viele Kannen und Eimer brachten sie zusammen und kochten daraus in unserer Waschküche Saft. Ich durfte ihnen dazu beim Kaufmann in Freudenstein mit dem Handwägelchen einen großen Zuckerhut abholen. Er war wunderbar blau verpackt und ich half ihn mit dem Hammer zertrümmern. Tiefrot brodelte es im Waschkessel, als wir die Brocken hineinwarfen. Der Saft wurde nun abgefüllt, die großen Flaschen auf das Wägelchen geladen, Blumensträuße dazugelegt und fort ging's über den Berg und durch den Wald nach Maulbronn, Mutter voran, die Mädchen der Schule hinterdrein. In Maulbronn gab es ein Krankenhaus, das nun als Lazarett diente. Dort wurde der Saft gebraucht. Wir Mädchen verteilten unsere Blumen an die Soldaten. Sie bedankten sich, fragten uns, wie wir hießen und wo wir herkämen. Mutter besuchte mit den größeren Mädchen auch die Krankensäle mit den Schwerverwundeten. Die kleineren sollten im Garten warten und nicht weglaufen.

Wir taten es dann doch. Gleich beim Lazarett war nämlich ein Gefangenenlager, Baracken auf einer Wiese, mit weitmaschigem Draht eingezäunt. Vorsichtig näherten wir uns dem Zaun, um einen Blick auf die Gefangenen zu werfen. Es waren Franzosen, kenntlich an ihren roten Hosen und Käppis. Die Uniformjacken hatten sie abgelegt und saßen und standen hemdsärmelig. Sie unterhielten sich in ihrer Sprache, rauchten, und lachten. Die Sonne schien auch so herrlich. Ich blieb in einiger Entfernung vom Zaun stehen und beschaute sie mir genau. Sie trugen Bärtchen, hatten dunkles Haar und dunkle Augen, aber sonst sahen sie aus wie unsere jungen Männer. Das waren also unsere Feinde! Konnte es sein, daß sie uns Kindern, weil wir Deutsche waren, Ohren und Finger abschnitten? So erzählten es sich die Schüler untereinander... Ich mußte den Vater fragen, ob das stimmte. Die Verwundeten mit ihren Verbänden und Stöcken, die Gefangenen, die gar nicht feindlich zu uns herüberschauten, – die sollten so böse aufeinander sein, daß sie sich gegenseitig totschießen wollten? Auf dem Heimweg erzählt ich Mutter von den Gefangenen und fragte sie wieder, wann der Krieg zu Ende sei. Aber sie wußte darauf keine Antwort. Abends mußte ich auch für die Verwundeten und die Gefangenen beten: „Lieber Herr Jesus, mach' sie alle gesund, laß sie wieder heimgehen und mach', daß der Krieg bald aufhört.“



Lazarett Maulbronn

Meine Verwandten

Inzwischen waren Obst und Trauben reif, es wurde fleißig gemostet und gekeltert. Was man anfaßte, war klebrig, überall bekam man den herrlichen braunen oder roten Saft zu trinken, sogar die Luft war süß davon. Wieder vergaß ich den Krieg. Der Oktober brachte uns auch eine andere große Freude: Vater wurde entlassen. Ich blieb aber bei Herrn Thumm in der Klasse, denn Vater unterrichtete die älteren Schüler. Aus dem Schwarzwald kam Nachricht, daß auch Onkel Wilhelm wieder daheim sei. Weniger gute Nachricht kam aus dem Hohenlohischen. Onkel Albert war bei der Artillerie und mußte Soldat bleiben. Tante Ida schickte uns ein Foto von sich und ihren drei Kindern. Auf der Rückseite des Fotos steht: „Albert ist noch in Cannstatt, wann er fort muß, wissen wir nicht“.

Eine weitere Karte haben meine Eltern aufbewahrt. Sie ist an Großmutter in Enzberg gerichtet und trägt das Datum vom 1. November 1914. Das Bild zeigt eine Ansicht von Brüssel. Der Text ist schwer zu entziffern, er wurde offenbar in großer Eile und Aufregung geschrieben: „Liebe Mutter und Geschwister! Ich kann euch nur mitteilen, daß wir schon 2 Tage im Gefecht sind. Da sausen die Granaten und Schrapnells um einen herum. Wenn da einer keinen Trost hätte, würde er verzweifeln, wenn die Toten haufenweise herumliegen. Ich war heute auf Patrouille, ich kann nur von Wunder

sagen, daß ich wieder lebendig zurück kam. Ich kann auch nicht weiterschreiben. Auf Wiedersehen Euer Friedrich. Meine Adresse weiß ich nicht genau ... Jetzt wißt ihr, daß ich noch lebe“.

Ich muß nun Näheres von meiner Verwandtschaft berichten. Mein Vater, Friedrich Rutsch, ist im Jahre 1879 in Schrozberg bei Rothenburg ob der Tauber geboren. Dort, im Hohenlohischen, lebten seine Onkel und Vettern, darunter viele mit Vornamen Fritz. Sein Vater stammte vom „Lamm“ in Oberstetten, wo heute noch der Stammbaum der Familie hängt, der bis ins sechzehnte Jahrhundert zurückreicht. Die Rutsch waren Bauern und Wirte, bei einigen steht auf dem Namensschildchen auch „Bauer und Schulmeister“. An Vaters Geburtsort Schrozberg lebte zur Zeit, von der ich erzähle, noch meine Großmutter Marie Rutsch. Sie besaß eine Gastwirtschaft, die von ihrer Tochter Ida geführt wurde. Tante Idas Mann, um den sie sich jetzt Sorgen machte, war mein Pate. Er betrieb am selben Ort ein Friseurgeschäft. Wenige Wochen vor Kriegsausbruch hatten wir sie besucht. Mit ihren Kindern, Clärle, Gertrud und dem kleine Albert hatte ich bei diesem Besuch Freundschaft geschlossen.

Meine Mutter stammte aus Enzberg. Sie hieß Pauline wie meine andere Großmutter und war eine geborene Kopp. Die Enzberger Großmutter lebte als Witwe auf einem Hof, der schon dem Vater und Großvater ihres Mannes gehört hatte. Ihr Mann, Karl Kopp, war früh gestorben, am 2. Januar des Jahres 1900, erst vierundvierzigjährig. Sein ältestes Kind, meine Mutter, war damals zwanzig, sein jüngstes, Onkel Friedrich, noch nicht einmal ganz ein Jahr alt. Seit Friedrich sich zu den Soldaten gemeldet hatte, lebten nur noch zwei von Großmutterns sechs Kindern auf dem Hof: Wilhelm und Berta. Drei Töchter waren bereits verheiratet, meine Mutter und ihre beiden jüngeren Schwestern Frida und Emma. Tante Frida, meine Patin, lebte auf einem Dorf im Schwarzwald. Ihr Mann, mein anderer Onkel Wilhelm war wie mein Vater Lehrer. Tante Emma hatte im April 1914 geheiratet. Ihr Mann Johann oder Giovanni, – ich sagte damals noch nicht Onkel zu ihm, es gab in der Familie eine Fehde, – war aus Italien eingewandert. Er lebte in Enzberg und betrieb dort ein Kunststeingeschäft. Auf alle Genannten werde ich in meiner Erzählung zurückkommen. Am stärksten beschäftigt mich darin aber das Schicksal der Enzberger Großmutter. Denn sie stand mir, von meinen Eltern abgesehen, in den vier Kriegsjahren am nächsten. Auch ist ihr von allen Frauen meiner Verwandtschaft durch den Krieg am meisten Leid widerfahren.

Großmutterns Reise nach Bromberg

Im Gasthaus nahe bei der Kirche gab es nun einen öffentlichen Fernsprecher. Hierhin wurde meine Mutter an einem Dezembertag gerufen. Das Gespräch kam aus Enzberg von der Großmutter. Friedrich, der eben erst Sechzehnjährige, sei an die Ostfront versetzt und gleich verwundet worden. Er liege in Bromberg im Lazarett. Dort habe er schweren Typhus bekommen. Die Diakonissin, die ihn

pflege, lasse sie bitten, wenn irgend möglich zu kommen. Der Junge liege ständig in hohem Fieber, phantasiere und rufe nach seiner Mutter. Es gab an diesem Tage noch mehrere Telefongespräche mit Enzberg. Die Großmutter nahm Brief und Telegramm Schwester Claras sehr ernst und wollte die Reise nach Bromberg zu ihrem kranken Sohn auf sich nehmen. Mutter machte Einwände: „Das kannst du doch nicht machen, die weite Reise, zudem im Winter und allein!“ Doch die Großmutter war entschlossen.

Sie besorgte sich Auskünfte, Ausweise, Fahrkarten und begann zu packen: Speckseiten, Schinken, Rauchwürste, Schweine- und Rinderschmalz, Mehl, schwarzes und weißes, Brot, selbstgebacken... Wie sollte sie mit diesem Gepäck nach Bromberg kommen, Tag und Nacht unterwegs mit vielem Umsteigen? Alle Bedenken ihrer Kinder, Bekannten und Berater verwarf sie. Sie antwortete den Zweiflern nur: „Wenn ich sage, wohin und zu wem ich will, wird mir jeder helfen“. Sie behielt damit Recht, auf der Reise wurde ihr überall Hilfe zuteil. In Bromberg angekommen, stand sie mit ihrem vielen Gepäck auf dem Bahnsteig und wirkte wohl etwas hilflos. Da wurde sie von einer etwa gleichaltrigen Frau angesprochen: „Mütterchen, wo willst du hin?“, worauf sie ihr Anliegen vorbrachte. Sicher war die Verständigung nicht einfach, hier schwäbischer, hier preußischer Dialekt. Die Frau nahm die Großmutter vom Bahnsteig mit in ihr einfaches Haus und ließ sie für die Dauer ihres Aufenthalts in Bromberg bei sich und ihrer Familie wohnen. Sechs Wochen dauerte dieser Aufenthalt. Schwester Clara war sehr froh über ihn. Sie erhoffte sich davon Besserung für den Zustand des Schwerkranken. So selbstverständlich, wie die Großmutter ein Domizil gefunden hatte, so selbstverständlich half sie der Schwester im Krankensaal bei der Pflege der vielen Fälle von Typhus. Friedrich war meist nicht ansprechbar. Auf einer Postkarte an meine Mutter schreibt die Großmutter am 18. Dezember 1914: „Teile Euch mit, daß es bei Friedrich sehr schlecht geht, er hat sehr hohes Fieber und ist meistens nicht mehr bei Bewußtsein. Ich bin so froh, daß ich noch zu ihm gekommen bin, er hatte so große Sehnsucht nach der Mutter und schrie immer: kommt die Mutter noch nicht? Jetzt ist er so schwach, wie lange es noch so fort geht, weiß der liebe Gott. So kann ich doch nicht von meinem schwer kranken Kinde fort. Gruß Eure Mutter“. Sie verbrachte die ersten Kriegswihnachten am Krankenbett ihrer Sohnes. Erst im neuen Jahr trat eine Besserung ein. Großmutter verließ die östliche Stadt, nicht ohne ihren Gastgebern den Rest der Lebensmittel zurückzulassen und ihnen so ihren Dank abzustatten. Lange noch blieb der Kontakt lebendig: Briefe gingen hin und her und die Großmutter schickte zu Weihnachten regelmäßig Päckchen.



*Friedrich (sitzend 2. v. l.)
Aufschrift: „Zum Gedenken an unseren Aufenthalt im Diakonissenhaus Bromberg 1915“*



*Friedrich (stehend, 4. v. l.)
Aufschrift: „Ruheplätzchen für Alte Krieger im Diakonissenhaus Bromberg
Kriegsjahr 1915“*

ZWEITES KAPITEL 1915

Frühjahr in Hohenklingen

Friedrich hielt uns danach über seine Wiederherstellung auf dem Laufenden. Im Februar konnte er wieder aufstehen und am Stock gehen. Im März kam eine Ansichtskarte, „Zum Andenken an unseren Aufenthalt im Diakonissenhaus Bromberg 1915“, die ihn zusammen mit anderen Genesenden an der Seite Schwester Claras zeigt. Auf Ostern hoffte er, Heimaturlaub zu bekommen.

Auch andere bebilderte Feldpostkarten trafen von der Ostfront ein. Eine zeigt das Innere einer russischen Bauernhütte. In ihrem einzigen Raum ist alles beisammen, die Familie, die Ziegen, das Schwein, die Hühner und ein deutscher Soldat. Beschäftigt sind sie damit, sich zu kratzen. Darunter steht ein Verslein, dessen Wortlaut sich mir eingepägt hat: „Hier laust sich der Vater, hier laust sich das Kind / Hier laust sich der Herr, hier laust sich's Gesind' / Ich als Quartiergast sitz' in der Mitt' / Erst schau' ich zu, dann lause ich mit.“ Diese Karte zeigte ich in der Schule. Wir Kinder lachten sehr darüber, aber unser junger Lehrer war nicht erfreut. Er sprach zu uns über den leidigen Völkerhaß und die Verhöhnung der Armut. Auch vom Nationalgefühl der slawischen Völker, Polen, Russen, Serben erfuhren wir, welches von uns hochmütigen Mitteleuropäern leider so oft gekränkt worden sei. Die Serben seien ein armes, aber stolzes Gebirgsvolk, das sich auf dem kargen Boden mit Mühe ernährte, aber in seinem Freiheitsstreben von der österreichischen Monarchie unterdrückt werde. Gerade aus diesem Grund sei der schwere, traurige Krieg ausgebrochen. Ein serbischer Revolutionär habe den österreichischen Thronfolger und seine Frau auf ihrem Besuch in Sarajewo dort erschossen. Darauf habe der österreichische Kaiser Serbien und damit den Balkanstaaten den Krieg erklärt. Der deutsche Kaiser, Waffenbruder des österreichischen, leistete ihm Waffenhilfe. Diese Waffenbrüderschaft habe üble Folgen gehabt: Frankreich, England, Rußland seien als unsere Feinde in den Krieg mit eingetreten.

Unterdessen wurden im Westen, Osten und Süden schwere Schlachten geschlagen. Männer fielen oder starben in Lazaretten. Frauen, Kinder und Greise flüchteten vor der herannahenden Verheerung, Mütter und Bräute gingen in Schwarz. Auf beiden Seiten läuteten die Kirchenglocken. Vater studierte den Staatsanzeiger und wartete auf seine Einberufung.

Draußen hatten wir einen wunderbaren Frühling. Alles war weiß von Kirschblüten, die Gärten füllten sich mit Blumen, wenn man unter freiem Himmel war, wollte man nicht mehr ins Haus zurück. Der Wald belaubte sich. Die alten Buchen am Waldrand über dem Dorf lockten gar zu sehr und luden zum Schaukeln ein. So verschwand ich mit dem Ludwiple und dem Gustävle nach oben zum

Waldrand. Dort zogen wir die tiefer hängenden Äste der Buchen mit vereinter Kraft zu uns herunter, eines von uns hielt sich daran fest, die anderen gaben den Ast frei. Nun schnellte einen die Kraft des Astes über den Abhang hinaus. Am weitesten Punkt des Schwungs ließ man los, fiel ins schöne Gras und kullerte darauf herrlich hinunter. Mit nicht ganz sauberem Anzug und Gewissen kehrte man heim.



Kirschblüte in Hohenklingen

Honig und Kirschen

Oh weh, die Mutter war auch richtig in großer Aufregung. Aber aus einem anderen Grund: zwei Bienenvölker hatten geschwärmt, waren mit ihren Königinnen ausgeflogen und hatten sich irgendwo am Ast eines Baumes zu einer großen Traube versammelt. Die Mutter seufzte: „Ach du lieber Vater im Himmel!“ Zuerst mußte sie nun das Volk suchen. Fand sie es, mußte sie es in einen dafür bestimmten Korb abschütteln. Das war schwierig und gefährlich. Zumeist benötigte man eine Leiter und eine lange Stange. Ich bekam es beim Zuschauen mit der Angst zu tun. Die Bienen waren sehr erregt und „ums Hinumgucken“ war man gestochen, ins Gesicht, in die Arme, wo ein Stück Haut frei war, und es schmerzte dann sehr. Die Mutter zog sich für die Expedition um. Sie war nicht wiederzuerkennen: angetan mit einem Tellerstrohhut, über dessen Rand ein dichter Schleier bis über

die Brust herabfiel. Die Arme waren mit langen Segeltuchhandschuhen geschützt und das Schönste: sie hatte eine riesige Pfeife im Mund, die durch ein spezielles Loch aus dem Schleier hervortrat. Der Pfeifenkopf bestand aus einem tassengroßen Messinggefäß, in welches getrocknete und zerkrümelte Mohnkapsel gestopft und angezündet wurden. Die Mutter rauchte! Den betäubenden Rauch durfte sie natürlich nicht einziehen, sondern nur herauspusten, sonst wäre ihr auf der hohen Leiter schwindlig geworden.

War die Schwarmzeit vorüber, die Bienen wieder ordentlich und fleißig, rückte schon die Zeit heran, den von ihnen gesammelten Honig zu schleudern. Das war auch keine ungefährliche, aber dafür wenigstens eine süße Arbeit. Ich wurde in der Waschküche angestellt und mußte die Schleuder drehen. Diese bestand aus einem runden Kessel, in welchem innen Befestigungen für vier bis sechs Waben angebracht waren. In diese wurden die Wabenrähmchen eingehängt, der Kessel daraufhin verschlossen. Seitlich gab es eine Kurbel, durch die man ihn um seine Achse drehen konnte. Ich drehte das Rad, erst langsam, dann immer schneller. Nach einer Weile sammelte sich der Honig in einer Rinne und floß durch ein fingerdickes Rohr in die untergestellten Büchsen. Goldgelb kam es da heraus und so süß war es. Die Mutter aber mußte die Waben aus dem Bienenstock nehmen und dazu mit den Bienen kämpfen. Denn diese gaben ihr Winterfutter nicht gerne her, da half nur rauchen, rauchen. Dann mußte jede Wabe abgedeckelt werden. Mit einem langen, sehr scharfen Messer wurde die feine Wachsschicht, mit der die Bienen die Zellen verschlossen hatten, abgeschnitten. Und diese Wachsschicht gab es als Belohnung fürs Schleuderdrehen und Zuschauen. Man steckte sie in den Mund und lutschte sie aus, es schmeckte köstlich. Wenn geschleudert wurde, wartete daher bei uns immer eine ganze Kinderschar auf die Honigscheiben, wie wir sie nannten. Meist wurden in der Zeit des Blütenhonigs ein bis zwei Zentner geerntet. Später kam der Akazienhonig, und zuletzt der Waldhonig. Für mich war er der beste. Er schimmerte grün und golden und war in Duft und Geschmack herber.

Doch die Honigernte war nur ein Teil der Arbeit, die getan sein mußte. Gleich nach dem Blütenhonig folgten die Kirschen. Auch keine ungefährliche Arbeit auf den langen Leitern in schwindelnder Höhe. Für die Frauen brauchte es viel Kraft und Geschick, die Leitern zu bewegen und günstig aufzustellen, ohne die Zweige und Äste des Baumes zu beschädigen und für die Kinder bestand diese Ernte nicht nur aus süßem Zuschauen und Nichtstun. Wie viele Gänge die Schulmädchen mit der Frau Lehrer nach Maulbronn ins Lazarett wohl einen Sommer über machten? Immer waren sie auf dem Hinweg beladen mit Körben voll Flaschen und Gläsern mit Kirschensaft und Kirschmus. Wieviel Büchsen Honig den Soldaten dort gebracht wurden? Gezählt haben wir sie nicht, aber es waren viele, denn von jeder Ernte wurde ein Teil abgeliefert. Das war aber auch jedesmal ein Fest für uns, weil sich alle freuten, die Beschenkten und die Schenker. Mutter gab um so lieber, als ihr

Bruder Friedrich wieder in der Heimat war. Nicht weit von uns, in Freudental, hielt er sich in einem Genesungsheim auf und konnte dort von der Familie besucht und beschenkt werden.

Großmutter in Enzberg

Zur Heuernte wurde die Schule für vierzehn Tage geschlossen. Nachdem die Gärten und das Frühobst versorgt waren, zogen wir, Vater, Mutter und ich, zur Großmutter auf den Hof nach Enzberg, um dort Heu zu machen. Ich muß hier, bevor ich zur Heuernte komme, eine Beschreibung meiner Großmutter einfügen, wie ich sie als Kind sah und erlebte, und was ich von ihrem Schicksal nach und nach aus Erzählungen meiner Mutter erfuhr.

Sie war für eine Frau recht groß, schlank, fast hager. Ihre Erscheinung war die einer wohlbestallten Bauersfrau, ihre Sprechweise einfach und klar. Sie besaß gute Umgangsformen, war höflich und korrekt. Werktags ging sie einfach gekleidet, trug festes Schuhwerk und Wollstrümpfe über den stets verbundenen Beinen. Sie litt sehr an Krampfadern, von den vielen Geburten und der schweren Arbeit. Im Sommer trug sie weite Baumwollröcke in dunklen Farben, wie sie nach der Sitte einer Witwe zukamen, dazu eine einfache Bluse, ebenfalls dunkel gehalten, mit kleinem Stehkragen, vom Hals bis zum Schoß mit vielen Knöpfen geschlossen. Darüber eine Halbschürze, meist in grauer Farbe mit roten und grünen Streifen. Die Bluse war vorn eingebunden, auf dem Rücken fiel sie lose über die Schürzenbänder. Das Kopftuch war immer schneeweiß. Sie trug es nur außer Haus. Sonntags glich ihr Anzug im Schnitt dem werktäglichen, nur der Stoff war feiner, in der warmen Jahreszeit ein schwarzer Lüster, ein glänzendes Material, aus welchem auch, in den Farben von hell- bis dunkelgrau, Jacken für Herren geschneidert waren. Schwarze Sommeranzüge aus diesem Stoff sah man in unserer Gegend oft bei Geistlichen. Im Winter trug sie schwarze Wollkleider. Einen Mantel habe ich nie bei ihr gesehen. An seiner Stelle gab es damals auf dem Land noch große Umschlagtücher.

Ihr Mädchenname war Pauline Bonnet, ein französisch klingender Name, aber deutsch ausgesprochen. Sie stammte aus einer Waldensersfamilie, von denen es in der Gegend viele gab. Diese Familien waren im 17. Jahrhundert wegen ihres streng evangelischen Glauben aus ihrer Heimat Savoyen vertrieben worden und hatten Erlaubnis erhalten, sich in Württemberg niederzulassen. Großmutter war die Tochter des wohlhabenden Bauern, Metzgers und Ochsenwirts aus Ölbronn. Ihr Vater hatte sie als sechzehnjähriges Mädchen in den Haushalt eines Stuttgarter Ministerialbeamten gegeben. Solche Dienste boten Bauerntöchtern Gelegenheit, die feinere Haushaltsführung zu erlernen und sich in städtischen Umgangsformen zu üben. Die Frau des Hauses, selbst kinderlos, behandelte das junge Mädchen aus Ölbronn sehr gut, in vielen Dingen wie eine Tochter. Sie nannte sie Paula, weil dieser Name ihr gesetzter vorkam als Pauline. Drei Jahre dauerte ihre Lehr- und Dienstzeit. Sie

verließ das Haus als neunzehnjährige Braut, um ihre Jugendliebe, den vierundzwanzigjährigen Karl Kopp aus Enzberg zu heiraten, sehr gegen den Willen ihres Vaters. Dieser scheint weniger Einwände gegen die Person des Bräutigams gehabt zu haben, der Erbe eines großen Bauernhofes mit Metzgerei und Viehzuchtbetrieb war, als gegen die Familienverhältnisse: es gab da noch eine ältere, unverheiratete Schwester, die Ansprüche auf eine bedeutende Mitgift erheben würde. Das Paar verstand es aber, seine Heirat durchzusetzen. Die Trauung fand 1879 in Ölbronn statt und wurde im Gasthaus des Brautvaters mit allem, was dazugehört, gefeiert. Auch Aussteuer und Mitgift gewährte der Vater korrekt und pünktlich, doch nicht ohne seiner Tochter unmißverständlich klar zu machen, daß dies die letzte Unterstützung sei, die sie vom Elternhaus zu erwarten habe: „Komm mir nie mit Klagen!“ war sein letztes Wort in dieser Sache. Seine beiden Söhne, die Brüder der Großmutter, teilten diese Auffassung.



Großmutter in Enzberg

Die Enzberger Kinder

Karl Kopp konnte sein geliebtes PäuLe heimführen. Die Ehe wurde glücklich. Das erste Kind, auch ein PäuLe, meine Mutter, kam gleich 1880 zur Welt. Zwei Jahre später folgte Wilhelm. Wieder nach zwei Jahren ein Mädchen, das aber drei Monate nach der Geburt starb. Die Großmutter hat sehr lange um dieses Kind getrauert. Im sechsten Jahr der Ehe wurde Frida geboren, die meine Patentante im Schwarzwald wurde. Wieder zwei Jahre später kam Emma zur Welt. Acht Jahre nach ihr, 1896, meine Tante Berta. Im Jahre 1899 folgte Friedrich, das einzige der Geschwister ohne eigene bewußte Erinnerung an seinen Vater. Als dieser am zweiten Tag des neuen Jahrhunderts im Enzberger Wohnzimmer aufgebahrt wurde, spielte und krabbelte er auf dem Boden zwischen den Beinen der Familie umher, die den Sarg mit Blumen schmückte.

Großmutter, wie ich sie kennenlernte, war immer still und ernst bei der Arbeit. Ging ich an ihrer Hand durch Haus, Garten oder Feld, gab sie freundlich Antwort auf meine Fragen nach Gerätschaften, die mir neu waren, und den damit zu verrichtenden Arbeiten. Singen oder lachen habe ich sie nie hören. Wohl aber hat sie oft geschimpft. Nicht mit mir oder ihren Leuten, auch nicht über sie. Vielmehr über die Herrn auf den Ämtern und im Rathaus, wenn sie dort hatte erscheinen müssen, um eine vergessene Steuer zu entrichten, oder wenn es um die Neueinteilung von Feldern und Grenzänderung von Parzellen ging. Du liebe Zeit, konnte sie da böse werden! „Tagdiebe“ war noch der mildeste Ausdruck, der über die Herren fiel, freilich nur im Kreis der Familie. Verwunderlich, woher die so ruhige Frau dieses Schelten ankam. Ihr Verhalten zeigte ein gewisse Schutz- und Hilflosigkeit. Sie kannte sich in Rechtssachen nicht aus. Vor allem besaß sie im Dorf selbst und in den Behörden keine guten Freunde, die sie in Verwaltungsangelegenheiten beraten oder in einem anderen Ton mit ihr verhandelt hätten, als dem barschen, militärischen, wie er in den Amtsstuben damals üblich war. Da sie das Geld nicht liebte, behandelte sie es vorsichtig und mißtrauisch. Mit Nahrungsmitteln und Gerät war sie freigebig, lieb oder schenkte bereitwillig, um was man sie bat, wenn es nicht Geld war. Was Geschäftstüchtigkeit angeht, war sie das Gegenteil ihres Mannes, der über unternehmerisches Talent verfügt und sich in der Landwirtschaft, in der Viehzucht und im Handel kräftig emporgeschwungen hatte. Güte und Höflichkeit wurden seiner Witwe als Schwäche ausgelegt und es herrschte bei geschäftlichen Konkurrenten auch eine gewisse Genugtuung darüber, daß sie nach dem Tode ihres Mannes manches gute Stück Land, um das er den Hof vermehrt hatte, wieder hergeben mußte. Ihre Brüder hatten sich wegen der unerwünschten Heirat völlig von ihr abgewandt. Als drei oder vier Jahre nach dem Tode Karl Kopp die Scheune mitsamt der eingebrachten Ernte abbrannte und die Versicherung wenig zahlte, – man brachte nie heraus, ob Brandstiftung stattgefunden hatte, – war kein Saatgut für das Frühjahr da. Da entschloß sie sich schweren Herzens ihren Vater aufzusuchen, um Saatgut zu erbitten. Sie ging leer aus. Soviel ich von meiner Mutter weiß, war das ihr letzter Besuch im Elternhaus in Ölbronn. So schlug sie sich schlecht

und recht allein durch und machte eben ihrem bedrängten Herzen öfters durch bäurisches Schimpfen Luft, den guten Ton, den sie sich während ihrer Lehrzeit sehr wohl angeeignet hatte, vergessend.

Ihre Kinder gewöhnte sie von klein auf an regelmäßige und auch harte Arbeit. Alle wurden fleißige und zuverlässige Arbeiter, gewohnt einzuspringen, anzufassen und Opfer an Zeit und Kraft zu bringen. Die Frauen gingen temperamentvoll zu Werk, oft mit einem Überschuß von Energie. Angesichts der kleinen Katastrophen des Alltags schlugen sie gern die Hände über dem Kopf zusammen: „Ach du lieber Vater im Himmel, was machen wir jetzt?“ Sie wußten sich dann aber immer schnell zu raten. Nie ließen sie in Krisen die Arme untätig sinken und was sie anfaßten, führten sie entschlossen und zäh durch. Nach vollbrachter Arbeit sprachen sie über die Kraft und Zeit, die sie aufgewendet hatten, vor allem dann, wenn eines in Hörweite des anderen war. Das geschah mit einem Unterton von Klage: wie über ein Opfer und über das schwere Los, das ihnen vom Schicksal auferlegt war. Es gab in ihrem Wesen etwas wie Gehetztheit, fast Verzweiflung, als gälte jeder Handgriff dem Überleben. Zeitweilig wird es sich auch buchstäblich so verhalten haben, nach dem Scheunenbrand etwa, vor allem aber nach dem Tod des Vaters, der immer alles angeordnet und gewußt hatte, was zu tun war. So klang in ihren vielfältigen Klagen die eine große Klage um den verlorenen Vater nach.

Wilhelm und die Sitzordnung

Aber ich übertreibe und spreche vielleicht nur von meiner Mutter, die als ältestes der Geschwister den Tod des Vaters in seiner ganzen Furchtbarkeit erlebt hatte. Und auch sie tat ihre Arbeit gelassen und fröhlich, wenn sie den Kopf frei hatte und guter Dinge war. Welcher große Kummer ließe sich bei den friedlichen, immer wiederkehrenden Garten- und Feldarbeiten nicht für Stunden, ja Tage vergessen? Daß es für die Großmutter nicht nur alltägliche Sorgen gab, sondern auch einen solchen Kummer, merkte ich bereits als Kind. Als die Geschwister heranwuchsen, konnten sie alle mit Leuten umgehen, waren geschickt und verstanden, sich durchzusetzen. Nur dem ältesten Sohn Wilhelm fehlte diese Eigenschaft. Er war wie die anderen ein fleißiger und tüchtiger Arbeiter, aber im Gegensatz zu ihnen scheu und zurückhaltend, ein Sorgenkind. Er war dies während seiner Schulzeit geworden. Was den anderen zugeflogen war, das Lesen und Schreiben, machte ihm die größte Mühe. Der Spott seiner Altersgenossen und leider auch seiner Geschwister, vor allem aber die Enttäuschung seines Vaters nahmen ihm alles Selbstbewußtsein. Er war ein ansehnlicher, ja hübscher Mann, gesund und gerade gewachsen, wenn auch eher zart als robust. Doch ängstlich wie er war, fühlte er sich nur im Umkreis der Mutter, die ihn mit großer Wachsamkeit beschützte, richtig sicher. Er war ein guter Bauer. Im Stall und auf den Feldern wußte er genau, was wann zu tun war und erledigte seine Arbeit mit großer Sorgfalt. Was aber darüber hinausging und aus einem guten Bauern einen guten Landwirt macht:

kalkulieren, disponieren, kaufen und verkaufen, im Verkehr mit Geschäftsleuten und Behörden auf seinen Vorteil sehen, erfüllte ihn mit Furcht. So konnte er zum großen Leidwesen seiner Mutter nicht als vollgültiges Oberhaupt der Familie gelten.

Mit all dem war die Großmutter allein zurechtgekommen. Der Krieg vergrößerte ihre Sorgenlast, da der Hof nun ablieferungspflichtig wurde. Von allen Erzeugnissen, Korn, Kartoffeln, Obst, Kälbern und Schweinen, später auch vom Heu, mußten so und so viele Prozent gegen Entgelt dem Staat überlassen werden. Die Sorge, ob man die geforderten Mengen bereitstellen konnte, war oft recht drückend. Der Hof hatte seit dem Frühjahr 1915 einen Kriegsgefangenen zugeteilt bekommen, einen polnischen Bauern, der sein Handwerk verstand und sehr fleißig war, aber kaum ein Wort Deutsch sprach. Da saßen wir nun, am langen, breiten Tisch in der Küche: drei Männer, drei Frauen und ein Mädchen. Den Platz am Kopfende des Tisches hatte Onkel Wilhelm bereitwillig an den Vater abgetreten, den er gut leiden mochte, weil er sich von ihm anerkannt fühlte. Mein Vater war selbst ein Bauernsohn, verstand und liebte alle bäuerlichen Arbeiten, schätzte Wilhelms Kenntnisse und schonte seine Schwäche. Onkel Wilhelm saß zu seiner Rechten, der Pole zu seiner Linken. Die Großmutter saß an der langen Seite des Tisches, neben ihr Mutter, ihr gegenüber Tante Berta. Ich saß neben meiner Mutter, oder aber neben Tante Berta, die ich gut leiden konnte, weil sie eine schöne Stimme hatte und viel sang und lachte. Oft neckten wir beide uns bei Tisch. Dann hieß es, wir sollten nicht „herumbubeln“ sondern stillsitzen. Das Kochen war Sache der Großmutter, sie verstand sich darauf und hatte das Essen immer weise eingeteilt und gut zubereitet.

Ein Morgen in den Enzwiesen

Der Pole wurde nach dem Abendessen ins Gefangenenlager abgeholt und morgens wieder gebracht, während der Heuernte schon im Morgengrauen. Die drei Männer und Tante Berta zogen um vier Uhr mit ihren Sensen und dem dazugehörigen Gerät, auch einem großen Steinkrug mit Most, zum Mähen nach den Enzwiesen. Das war ein herrlicher Wiesengrund, der sich auf der rechten Seite der Enz am Fuße eines bewaldeten Höhenrückens entlang viele Kilometer bis nach Mühlacker hinzog. Auf der linken Seite des Flusses lag das Dorf, die Landstraße und der Bahndamm. Viele Morgen dieses Grundes gehörten der Großmutter. Hier nun schwangen die vier ihre Sensen, ein Stück voraus Onkel Wilhelm, dann der Vater, dann der Pole. Den Schluß bildete Tante Berta. Wilhelm voran bestimmte das Tempo. Alle Schnitter, die ihm folgten, mußten in gleicher Breite ihre „Schwaden“ legen. Sie konnten nur bis zehn Uhr mähen, weil danach das Gras zu trocken wurde. Auch wir Frauen, die zu Hause blieben, – ich rechnete mich für die Zeit der Heuernte zu den Frauen –, mußten uns zeitig erheben, um fünf Uhr. Ich stand in diesem Haus um so lieber früh auf, als mich jeden Morgen die

Schwalben weckten. Es war ein altes Fachwerkhaus und die Schwalben hatten über jedem Fenster ihre Nester gebaut. Wir kochten Malzkaffee, richteten die herrliche Milch her und schnitten gutes Weißbrot auf. Unser eigenes Frühstück verzehrten wir fast in Eile. Für unsere Mäher füllten wir eine große Kanne mit Milchkaffee und packten das Weißbrot in einen Korb. Dann bewaffneten wir uns jede mit einer Gabel und einem Rechen. Meine Mutter nahm den schweren Vesperkorb auf den Kopf und trug ihn freihändig die gute Viertelstunde Weg nach den Enzwiesen. Dort angekommen bekamen die Mäher ihren heißen Kaffee mit Broten. Wir Frauen nahmen die Gabeln zur Hand und begannen die langen Schwaden gemähten Grases zu zerstreuen. Das war keine schwere Arbeit, aber sie mußte pünktlich gemacht werden. Das Gras durfte nirgends zu dick liegen, es sollte rasch trocknen. Die Sonne schien, der Tau glitzerte noch in den Halmen, das gemähte Gras duftete betäubend, es war alles wie verzaubert.

Ein wenig zur Seite säumten Reihen schlanker Pappeln das Ufer des Flübchens. In ihrem Schatten hörte ich es sanft rauschen. Da war es um mich geschehen, die Gabel lag im Gras und ich saß im warmen Sand des Ufers, Schuhe und Strümpfe ausgezogen. Hinein ins glasklare Wasser! Die bunten Bachkiesel verführten zum Sammeln. Es war schön, zu spielen und zu träumen, die Bachstelzen zu beobachten. Dazu bewegte ein warmer Morgenwind das Laub der Bäume. Es schimmerte silbern gegen den tiefblauen Himmel. Nun rief die Mutter. Schnell Strümpfe und Schuhe wieder angezogen und zurück zum Zerstreuen des Grases. Die Mäher waren für heute fertig und halfen uns dabei. Zu Mittag marschierten wir nach Hause, ich an der Hand des Vaters. Der Weg führte am Bahndamm entlang. Ich hatten in diesen Morgenstunden den Krieg vergessen. Nun donnerte ein Zug mit Soldaten vorüber und in einem Augenblick war er wieder ganz nah.

Das Heu wird eingefahren

Zu Haus gab es für alle ein leichtes warmes Essen. Die Männer rauchten, und schauten dann nach dem Vieh im Stall. Die Frauen füllten die großen Steinkrüge mit Most, umwickelten sie zur Kühlung mit nassen Tüchern und schnitten Schwarzbrot und Rauchspeck zurecht. Alles wurde in einem Eßkorb verstaut. Dann ging es gemeinsam wieder zu den Wiesen. Das Gras war auf der Oberseite trocken und mußte nun gewendet werden. Als wir damit am fernen Ende der Mahd fertig waren, konnten wir dem Dorf zu schon das trockene Heu auf kleine Haufen zusammenrechen. Um vier Uhr war Vesperpause im Schatten der Pappeln. Die Krüge, die man ins Wasser der Enz gestellt hatte, wurden herausgezogen und gingen reihum. Jedes hatte seinen Trinkbecher aus Zinn. Großmutter teilte das Vesper aus. Die Männer bekamen doppelte Portionen Fleisch. Die Frauen waren mit ihren einfachen Portionen zufrieden und alle wurden satt. Wir standen auf und fuhren fort, das Heu zu häufeln. Noch bevor alles

in Haufen lag, brach Onkel Wilhelm mit mir nach Hause auf, um den Braunen einzuspannen und den Heuwagen zu holen. So durfte ich auf dem Rückweg zur Wiese fahren. Der große Leiterwagen wurde gefüllt. Der Pole kletterte hinauf und begann die großen Heuballen, die ihm der Vater und Onkel Wilhelm mit den Gabeln hinaufreichten, zusammenzupressen und zu schichten. Tante Berta führte das Pferd den Haufenreihen entlang, die nach und nach auf dem Wagen zu einer richtigen Heuburg heranwuchsen. Die Mutter folgte dem Fuhrwerk nach, und rechte zusammen, was wieder heruntergefallen war. Dann wurde das aufgetürmte Heu mit einer darübergelegten schweren Stange, dem Wiesbaum, befestigt. Ganz zum Schluß, nachdem der Wiesbaum mit langen Stricken sicher an den Seitenteilen des Wagens angespannt war, wurden Tante Berta und ich als die Jüngsten auf den Turm hinauf gehoben und geschoben. Dort saßen wir weich. Es duftete und es schwankte so schön! Wir freuten uns, daß wir an einem Tag so viel schönes Heu bekommen hatten.

Dieser Tag war aber noch nicht zu Ende. In der Scheune, dem „Schopf“, wie man in unserer Gegend sagte, luden die Männer das Heu ab. Es gab dazu einen Seilzug mit einem Greifer, zwei übergroßen Heugabeln, die wie Hände ineinandergriffen, und die das Heu gleich fuderweise faßten. Mit diesen Greifern wurde das Heu vom Wagen auf den Heuboden, das oberste Stockwerk der Scheune, befördert. Jede Wiese, jeder Acker hatte auf den Böden in dieser Scheunen seinen ganz bestimmten Platz. Die Großmutter fütterte und molk unterdessen die Kühe, es waren vier. Auch der Braune bekam sein Futter, ebenso das Kälbchen, und die Schweine. Das „Ziefer“, nämlich das Kleinvieh, Hühner, Gänse und Enten, versorgte Tante Berta, während meine Mutter in der Küche wirtschaftete. Zu Abend gab es, wie oft, eine geschmälzte Brotsuppe und frisch gekochte Kartoffeln mit Butter. Die Männer bekamen dazu auch Rauchspeck oder Rauchwurst und wer wollte, durfte noch kellerkühle Sauermilch haben. Man saß gemeinsam am Tisch, wie man gemeinsam gearbeitet hatte. Vor und nach dem Essen wurde gebetet. Der Schluß des Gebets lautete aber anders als zur Friedenszeit: „Beschütze alle unsere Lieben im Feld und schenke ihnen und uns Frieden“. Meine zweite Erinnerung an den Krieg an diesem Tag. Die anderen dachten sicher öfter daran. Alle waren wir müde und zufrieden. Ich jedenfalls war auch glücklich. Die Feldjäger kamen, den Kriegsgefangenen abzuholen. Die Frauen besprachen mit den Männern die Arbeitseinteilung für den nächsten Tag. Jeder hatte noch dies und jenes zu richten, meine Mutter vor allem darüber zu wachen, daß ich ins Bett ging. Dort schlief ich mit der freundlichen Aussicht ein, daß noch zehn weitere Tage so verlaufen würden, wie der heutige, – wenn es nicht regnete.

Die Barfüßler

Nach zwei Wochen in Enzberg ging es zurück nach Hause, wo unsere eigene Arbeit auf uns wartete, die Gärten und die Bienen. Wir auf dem Land hatten mit Lebensmitteln keine Not. Für uns gab es noch alles Wichtige: Brot, Milch, Butter, Eier, die Mutter hatte einige Hühner selbst aufgezogen. Da aber der ersehnte Frieden nicht kommen wollte, begannen andere Dinge knapp zu werden. Aufrufe der Behörden erreichten uns über den Büttel, den „Bürgerfreund“ (das Ortsblättchen) und den Staatsanzeiger: Wir wurden aufgefordert zum Sparen und zur Sammlung und Ablieferung bestimmter Materialien, Leder, Woll- und Baumwollstoffe. Selbst der Pfarrer wurde eingeschaltet. Ein Satz von ihm, der mit unvergeßlich ist, lautete: „Es wird eine Zeit kommen, in der wir alle in Papier gehen!“ Die Bevölkerung war folgsam. Wir bekamen Holzsandalen. Auch ich erhielt ein Paar. Sehr bequem waren sie nicht. Sie bestanden aus einer zwei Zentimeter dicken hölzernen Sohle und wurden mit Lederriemen um den Knöchel befestigt. Das klapperte so schön, wenn man damit lief. Unser langer, schmaler Schulhof, mit Sandsteinplatte belegt, reizte, darauf hin und her zu springen. Auch die Treppe zur Wohnung ließ sich so schön hinaufpoltern, zum Verdruß der Mutter. Die Lederschuhe wurden so gespart. Im Herbst als es kühler wurde, holte ich meine Lederstiefelchen hervor. Doch sie waren mir zu klein geworden. Die Mutter mußte mir neue kaufen. Dazu benötigte sie vom Rathaus einen Bezugsschein. Die zu klein gewordenen Stiefel nahm gern ein anderes Kind.

Aber nicht nur wir Kinder gingen den Sommer über in Sandalen oder barfuß, sondern auch die Frauen, und nicht nur im Haus, sondern auch bei der Stallarbeit und im Garten, sogar beim Kartoffel- und Rübenhacken und Futtermähen. Jeder nahm die Verordnung ernst, keiner schämte sich seiner Holzpantinen oder bloßen Füße wegen. Einmal hatten die Eltern Besorgungen in Maulbronn zu machen. Ich durfte sie begleiten, ein großes Vergnügen für mich. Schon der Gang durch die Buchenwälder, von der Sommersonne erhellt, war ein Erlebnis. Eine der Besorgungen führte meine Eltern zum Bahnhof. Ich trotte mit. In der Bahnhofshalle, welche zu den Gleisen hin offen war, gab es einen Brunnen, der es mir angetan hatte. Er bestand aus einer Nische, die ganz mit zartgrünen Kacheln ausgelegt war. Dort löschte ich meinen Durst. Die Eltern standen etwas weiter ab. Ich sehe noch, wie der Vater sich vor einigen vorübergehenden Herren verbeugte und den Hut zog. Die Herren dankten angemessen und wandelten weiter, die Halle entlang in Richtung auf meine Brunnenecke. Den mittleren, würdigsten und elegantesten betrachtete ich von Kopf bis Fuß. Er hatte einen Stock mit silbernem Griff und trug ein schwarzes Jackett mit weißem Hemd und Krawatte; dazu graue Beinkleider und, – was sah ich? Er war barfuß. Zuerst war ich starr vor Schreck, dann lachte ich, lachte laut und fröhlich mit dem Blick auf den unbeschuhten Herrn, bis mich ein strenger Blick meines Vaters traf. Die Mutter war zu mir herübergetreten und zwickte mich. Ich verstand nicht, warum. Auf dem Heimweg bekam ich eine Strafpredigt. Der Vater erklärte, daß ich nicht hätte lachen dürfen, da

der Herr uns vormache, wie wir alle Leder sparen könnten und uns mit gutem Beispiel barfuß vorangehe. Der Herr war der Herr Oberamtmann.

Ein Brief von Friedrich

Ein reicher Herbst war gekommen und wieder duftete das Dorf nach Most. Vor der Kelter lagen die gärenden Trester, in den Bottichen sauste und brauste es. Wir bekamen Schulferien und wurden eingelernt, Trauben pfleglich abzuschneiden. Dafür gab es am Abend in der Kelter Brot mit Käse und süßen Wein. Niemand schickte uns danach so bald ins Bett. Die Erwachsenen saßen bei Krügen voll Federweißem, machten Späße mit uns, lachten und sangen. Tagsüber war das anders. Da war die Stimmung im Dorf gedrückt. Man hörte Klagen: „Der Krieg und kein Ende“. Die Urlauber sprachen von der großen Übermacht unserer Feinde an der Westfront und davon wie die lange anhaltenden Herbstregen das Kampfgebiet in eine Schlammwüste verwandelten.

Friedrich war nach seiner Wiederherstellung von Freudental nach Ludwigsburg in die Kaserne gekommen. Er hatte uns im Sommer besucht, ein schlanker hübscher junger Mann, seinem Bruder sehr ähnlich. Er sagte wenig, saß in der Sofaecke und ließ sich Mutters Kirschkuchen schmecken. Die Krümel tupfte er sorgfältig auf, was Vater Anlaß gab, ihn mir als nachahmenswert hinzustellen: das lerne man bei den Soldaten, alles sauber aufessen, nichts umkommen lassen! Friedrich lächelte und blickte auf seinen Teller. Nun befand er sich wieder im Osten, beim III. Batallion des Füsilier Regiments 122, nahe der serbischen Grenze. Von dort sind zwei seiner Mitteilungen erhalten. In der ersten, einem Brief vom 28. September 1915, entschuldigt er sich für das lange Schweigen, bedankt sich für fünf richtig erhaltene Pakete und berichtet vom 14-tägigen Marsch durch Rußland in Richtung Balkan, sowie von bevorstehenden Gefechten. Der zweite Brief ist im einem Lazarett im ungarischen Temesvar geschrieben:

14. Oktober 1915.

Liebe Mutter und Geschwister!

Nun will ich Euch meine Adresse mitteilen. Wie ihr aus meiner Karte schon erfahren habt, bin ich leicht verwundet. So werde ich nicht nach Deutschland kommen, sondern sobald die Wunde geheilt ist, wieder an die Front zu meiner Kompanie. Wie die Sache verlaufen ist: ich war Gefechtsordonanz beim Kompanieführer und mußte meinem Leutnant seine Befehle bringen, auch im Gefecht. So war es am 7. Oktober, als wir über die Donau gingen. Wir waren nämlich schon zwei Tage auf einer großen Insel, von wo aus wir die Serben über der Donau drüben angreifen sollten. Endlich ging es los. Morgens um 7 Uhr

ging unsere Artillerie an zu schießen, kleine und große Kaliber. Auch die Minenwerfer, die auf der Insel standen, fingen an und zwar so, daß man sein eigenes Wort nicht mehr verstand. Unser Regiment hatte den Auftrag, sich so schnell wie möglich in Besitz des Berges über der Donau drüben zu setzen, in welchen sich die Serben furchtbare Stellungen eingebaut hatten. Mittags um drei Uhr schien es, als seien keine Serben mehr da, und wir erhielten Befehl, überzusetzen. Die Pioniere hatten die Boote in die Donau hineingezogen. Nun hieß es einsteigen. Als die ersten zwei Boote in der Mitte der Donau waren, hatten die Serben ihre Maschinengewehre auf sie eingerichtet und schossen sie so zusammen, daß sie sofort untergingen. Also waren schon 50 Mann tot, denn die Donau ist dort 70 bis 80 Meter tief und einen Kilometer breit. Die Leute, die da untergegangen sind, waren von der 10. Kompanie. Nun kam die 9. Kompanie. Ich mußte mit dem Herrn Leutnant vor und fragen, ob noch Boote da waren. Da schlug eine schwere Granate 5 m neben mir ein. Es schlug mir Gewehr und Helm aus der Hand und ich flog 3 m nach rechts. Als ich aufstehen wollte, spürte ich schon das Blut an meinem Kopf. Ich ging gleich zum Verbandsplatz, ließ mich verbinden und kam in der gleichen Nacht noch in das Feldlazarett. Nun will ich schließen in der Hoffnung, daß Euch mein Brief bei voller Gesundheit antrifft, wie Eurer mich angetroffen hat.

Herzlichen Gruß

Euer Friedrich.

Unter den Papieren, die mein Vater aufbewahrt hat, findet sich auch ein Briefentwurf in der Handschrift meiner Mutter: „Möchte den H. F. freundlichst bitten, uns Auskunft zu geben, ob sich der Kriegsfreiwillige Friedrich Kopp wieder bei der Kompanie befindet, oder ob Sie sonst etwas über seine Person wissen. Er ist am 17. Oktober als geheilt aus dem Kriegslazarett Abt. 122 – Leichtkrankenabteilung – entlassen worden. Er schrieb am 17. Oktober eine Karte, daß er wieder zu seiner Kompanie komme und seither fehlt jede Nachricht von ihm. Wir sind sehr in Sorge um ihn ...“. Der Zettel trägt kein Datum. Ich erinnere mich aber daran, daß wir Weihnachten ohne Lebenszeichen von Friedrich blieben und auch im neuen Jahr lange Zeit im Ungewissen über sein Schicksal waren.

DRITTES KAPITEL 1916

„Seemannslos“

Vater wußte, daß sein fortgeschrittener Jahrgang ihn sowenig vor Einberufung zum Kriegsdienst schützte, wie ein früheres Lungenleiden. So betrachtete er jeden Tag, den er im Schuldienst bleiben konnte, als Geschenk. Das kam der Schule zugute, besonders einigen Fortbildungsschülerinnen, die schöne Stimmen hatten. Einmal in der Woche probten sie bei uns in der Wohnung und sangen, vom Vater am Klavier begleitet, zwei- und dreistimmig Lieder, die dann zur Verschönerung kleiner Feste aufgeführt wurden, aber auch bei Beerdigungen und Trauergottesdiensten.

Unser Herr Thumm war bisher wegen einer schwachen Lunge zurückgestellt gewesen. Nun wurde auch er einberufen. Die Europakarte, die er aufgehängt hatte, blieb aber an der Wand. Täglich betrachteten wir sie mit dem Vater zusammen, alle Bewegungen der Fronten wurden mit neuen Fähnchen markiert. Wir mußten diese Fronten mit den Fingern nachziehen, um uns einzuprägen, wo unsere Soldaten kämpften. Auch eigneten sich die neuen Ortsnamen dazu, die lateinischen Schrift zu üben, die wir damals erst nach der deutschen kennenlernten. Noch bewahre ich ein Schulheft auf, in dem solche Schriftübungen stattgefunden haben. *Verdun, Verdun, Verdun* steht dort, und *Somme, Somme, Somme...* Viel hörten wir vom Vater über den Seekrieg. Für uns Landratten, die das Meer nur vom Hörensagen kannten, waren das die fesselndsten Stunden. Staunend betrachteten wir Bilder der großen Schlachtschiffe und ihrer Geschütze, deren Granaten zwölf Meilen weit flogen und dabei mehr wogen als ein ganzer Möbelwagen. Eine Festung waren solche Schiffe, ganz aus Stahl, mit über tausend Mann Besatzung. Am meisten hatten es uns aber die U-Boote angetan, unsere Wunderwaffen, die aus geheimnisvoller Tiefe mit einem einzigen Torpedo ein solches Schlachtschiff versenken konnten. Wieviel Männer waren auf ihnen? Achtundzwanzig, hörten wir, – ich habe die genaue Zahl behalten. Was fühlten sie, wenn sie in der Tiefe und der Finsternis dahinfuhren? Ergriffen stellten wir uns vor, wie sie nach langer Fahrt an Deck traten, um frische Seeluft zu schöpfen. Schauernd sahen wir sie in der ewigen Nacht versinken, eingeschlossen in ihren Maschinen, wenn sie getroffen waren. Es war zum Fürchten, aber wir wollten immer noch mehr hören und stellten Fragen über Fragen, nicht nur die älteren Schüler, und nicht nur die Knaben. Solche Stunden vergingen wie im Flug... Alle diese Gefühle empfinde ich heute noch, wenn ich das Lied „Seemannslos“ wiederlese, das die Fortbildungsschülerinnen damals bei Vater lernten. Es beginnt mit den Zeilen: „Stürmisch die Nacht und die See geht hoch / Tapfer noch kämpft das Schiff“. Wenn Vater am Klavier beim Sinken des Schiffes die Baß-Tremoli so dramatisch rollen ließ, kamen mir immer die Tränen und ich konnte nicht mehr mitsingen.

476
178

Des Seemanns Los

Tied

Stürmisch die Nacht und die See geht hoch von

H.W. PETRIE-MARCELL.

Ausgabe für hohe-mittlere-tiefe Stimme p. 1, 20
 Transcription für Klavier zu 2 Händen 1, 30
 Große Fantasie 1, 50
 Fantasie Transcription für Violine u. Klavier 1, 50
 Ausgabe für Harmonium 1, 50
 Zither mit unterlegtem Text 20
 Violon allein mit unterlegtem Text 20
 Laute mit unterlegtem Text 20
 Trompete (eines Instrumente) 1, 50
 Hornenchor (mit 48 Stimmen) 1, 50
 gemischtes Chor-Paar. 48 Stimmen 1, 50
 Solognorchester 1, 50
 Instrumentalmusik 2
 Blechmusik 2
 grosses Orchester 2

Verlag von P. J. Tonger, Köln/Rh.

Musik-Verlag

Seemanns Los.

Mittlere Stimme. Langsam. H.W. Petrie-Marcell.

Singstimme.

Pianoforte.

1. Stürmische Nacht und die See geht hoch, tap-fer noch kämpft das Schiff.
 2. Als man die stür-mische Nacht vor-bei, ruht, ach so tief das Schiff.

Text und Musik Eigentum u. Verlag von P. J. Tonger, Köln a/Rh. P. J. T. 2750

Druck und Druck von G. Röber, Leipzig.

Unsere gute Nachbarin Minna, Mutter meines Spielkameraden Ludwig, hatte endlich auch einen Kriegsgefangenen zur Aushilfe in ihrer Landwirtschaft erhalten, die sie bisher mit ihren vier Buben im Alter zwischen vier und acht allein besorgt hatte. Ihr Mann stand seit Kriegsbeginn im Feld. Alfred, so hieß der Gefangene, kam aus Paris und war freilich nicht Bauer, sondern Friseur. Aber er war ein Juwel, fleißig und geschickt. Er lernte schnell, nicht nur die Feldarbeit, sondern auch Deutsch, vor allem schimpfen. So konnte er Minna besser helfen, ihre halbverwilderten Buben zu erziehen. Er schnitt ihnen die Haare, mir kämmte und flocht er die langen Zöpfe. Wir hatten damals ein gefährliches Spiel entdeckt und spielten es in einer dreistöckigen Scheune. Dort gab es in der Mitte die große Tenne, in die die beladenen Erntewagen eingefahren wurden. Sie reichte durch alle Stockwerke bis unters Dach. Beiderseits waren Leitern befestigt, auf denen man auf die Böden hinaufstieg. Unter dem Dach gab es das Rad eines Aufzuges, über das ein Seil lief. Dieser Seilzug war unser Spielzeug. Wir schichteten unter dem Rad einen großen Haufen Heu oder Stroh auf. Zuerst stieg dann das Ludwige an den Leitern bis zum Rad hoch. Mit dem Ruf „Achtung!“ faßte er das Seil mit beiden Händen und Füßen und schon sauste er durch die drei Stockwerke herunter und landete mit einem herrlichen Plumps auf der weichen Unterlage. Der Seilzug bremste den Fall und sorgte dafür, daß er den Heuhaufen nicht verfehlte. Eines um's andere taten wir es ihm nach. Unseren Schutzengeln wurde es nie langweilig, da wir uns oft so vergnügten, ohne zu überlegen, was passiert wäre, wenn das Seil aus der Rolle sprang. Das hatte offenbar Alfred an unserer Stelle getan, denn er wurde ernstlich böse mit uns, schimpfte gewaltig auf Deutsch und drohte uns Prügel an. Und richtig, wir wurden danach vorsichtiger: wir spielten das Spiel weiter, ließen uns aber nicht mehr erwischen.

Sonnenwirbele

Das Frühjahr näherte sich, unsere Kost wurde anders. Rosenkohl gab es nun keinen mehr. Auch der Endiviensalat, den Mutter winters im Keller auf sandgefüllten Kisten frischgehalten hatte, nahm ein Ende. Ich mochte ihn nicht sehr, er war auch feingeschnitten immer noch „strabelig“ und man bekam ihn öfters in den falschen Hals und mußte husten. Dafür sproßten aber in den Weinbergen schon Gras und Kräuter. So bekam ich von Mutter ein Körbchen und ein Küchenmesser in die Hand und wurde ausgeschickt, Feldsalat zu stechen. Wir nannten die kleinen wohlschmeckenden Gewächse „Sonnenwirbele“. Sie wuchsen in den Weinbergen fast wie Unkraut. Ich kannte die Plätze, wo sie besonders dicht wucherten, und machte mich gern auf den Weg.

Es ging schon auf März, die Kirschenzweige hatten merkliche Knospen und über dem Buchenwald lag ein feiner braunvioletter Schleier. Die Buchfinken ließen sich auch schon hören. Langsam stieg ich die Weinbergstaffeln hinauf und spähte nach Staren aus. Meine Lieblinge, die Schwalben würden noch einige Zeit fehlen. Oben setzte ich mich auf die sonnenwarmen Steine und schaute in die Gegend. Zu meinen Füßen lag im hellen Dunst mein liebes Dorf unter einem weiten blauen Himmel, an dem weiße Frühlingswolken zogen. Jede hatte eine andere Form. Es gab runde, dicke, lange und schlanke. Eine ähnelte einem Schiff, eine andere einem Bären, eine dritte einem Turm. Unter jeder konnte ich mir etwas vorstellen. Ich wünschte, mit ihnen zu fliegen. Wie die Erde wohl aussah, wenn man von einer Wolke auf sie herunterschaute? Es würde einem sicher schwindlig werden. Und erst, wenn man von da oben noch höher hinaufschaute? Ob man da die Engel sehen würde, die Gottes goldenen Thron umschwebten? Was war der Himmel eigentlich? War er nicht eine Stadt mit gewaltigen Mauern und Türmen? „Jerusalem, du hochgebaute Stadt“, hieß es in einem Lied, das meine Mutter oft betete und sang...

Aber auch die Erde, auf der ich nun einmal stand, war schön. Der Rand der Weinbergterrasse war blau von Veilchen, weiter unten blühten schon blaßgelbe Schlüsselblumen. Hangaufwärts unter kahlen Haselzweigen leuchteten noch die weißen Sterne der Anemonen, – „Buschwindröschen“ sagten wir zu ihnen, ein Name, der mir so wohl gefiel wie der Name „Sonnenwirbele“. Wo anders sagt man dazu „Rapunzeln“. Dieses Wort kannte ich damals schon. Es gefiel mir aber nicht, klang nach „Runzeln“ und ich bedauerte das Mädchen mit dem langen Goldhaar, daß es von der Zauberin diesen Namen erhalten hatte. Dagegen verstand ich gut, wie man auf die frischen, grünen Sonnenwirbele gelüstigt werden konnte. Hier wuchsen sie in rauhen Mengen. Flink schnitt ich die kleinen Büschel ab, füllte mein Körbchen und freute mich auf das Lob, das ich zuhause von den Eltern bekommen würde. Auch auf Vater freute ich mich, der den Tag über fortgewesen war und bis Abend zurück sein wollte.

Wir aßen an diesem Abend unsere Sonnenwirbele mit ernstern Gesichtern. Vater war militärärztlich untersucht worden. Nun war er, wie er es erwartet hatte, „kriegsverwendungsfähig“ geschrieben. Die Gnadenfrist – von „Galgenfrist“ sprach er auch – lief unerbittlich ab. Bis zu seiner Einberufung konnten nur noch Wochen vergehen.

Vater neu einberufen

Im Mai war es dann soweit, Vater erhielt seinen Befehl und mußte einrücken. Er kam zunächst nach Ludwigsburg, zum Landwehr-Infanterie-Regiment 119. Mutter packte seine Reisetasche. Den Weg durch den hellgrünen Buchenwald zum Bahnhof machte er mit ihr allein. Mich ließ er nicht mitkommen, die Schulpflicht gehe vor, gerade für ein Lehrerskind. Auch werde er, bevor es an die Front gehe, noch einmal Urlaub bekommen.

Traurig nahm ich Abschied. Ich fühlte mich in der Schule sehr verlassen. Die junge Lehrerin, die wir an Stelle Herrn Thumms erhalten hatten, gefiel mir nicht. Sie verstand nicht, den Unterricht interessant zu machen. Die schönen Singstunden fielen weg, Violine mochte oder konnte sie nicht spielen. Dafür gab sie uns Handarbeitsunterricht. Sie war in unserer Wohnung einquartiert, die ja eine Dienstwohnung war, und kam alle Augenblicke ins Zimmer gelaufen, um etwas zu erbitten oder zu erfragen, in Wirklichkeit aber, um sitzenzubleiben und zu schwätzen. Meine Mutter, höflich und hilfsbereit, ging auf sie ein, wo sie konnte. Als sie aber merkte, daß die junge Frau es regelrecht darauf anlegte, ihr die Zeit zu stehlen, complimentierte sie sie ein paarmal kurzangebunden hinaus. Das nahm sie übel und das Verhältnis zu ihr war von da an gespannt.

Der Vater hatte mir während seiner Gnadenfrist den ersten Klavierunterricht erteilt und vor der Abreise eingeschärft, die erlernten Stücke weiterzuspielen, um sie nicht zu vergessen. Das tat ich nun gewissenhaft. Aber das Repertoire war gar zu beschränkt und die ständige Wiederholung der gleichen Liedchen gingen der Mitbewohnerin auf die Nerven. Sie beklagte sich und Mutter, die wohl sah, daß das Klavierüben den verlorenen Musikunterricht nicht ersetzen konnte, hielt mich mehr zum Stricken an. Unersetzlich waren mir auch Vaters und Herrn Thumms Erklärungen an der Europakarte. Die Lehrerin wußte mit ihr nichts anzufangen. Sie ließ sie zwar hängen, aber die Fähnchen darauf wurden nicht mehr umgesteckt. Mit der Zeit verstaubten sie und fielen ab.

Freilich, es wurden die Siege auch seltener. Überhaupt wich das Gefühl, in einer großen Zeit zu leben. An diesem Hochgefühl hatten wir gerade in schmerzlichen Stunden, bei Beileidsbesuchen und Trauergottesdiensten für Gefallene, teilgenommen. Es war auch bei Menschen vorhanden, die Kaiser und Militär kritisch gegenüberstanden, wie mein Vater und der junge Lehrer, die uns trotzdem so gut

mit Fähnchenstecken und Seemannsliedern unterhalten hatten. Jetzt hörte zwar auch jedes Kind das Lob der Tapferkeit unserer Matrosen in der Seeschlacht vom Skagerrak, zumal ein Sohn des Dorfes, der bei der Flotte diente, dort sein Leben gelassen hatte. Aber als großer Sieg galt diese Schlacht nicht. Die Glocken schwiegen. Vielleicht waren sie auch schon abgeholt und eingeschmolzen.

Die Fronturlauber berichteten mit leiser Stimme Schreckliches von den Kämpfen um Verdun. Sie wurden mit Liebe und Schonung behandelt, fast wie Kranke. Gewiß, man war stolz auf sie. Kinder und Erwachsene leisteten ihnen Gesellschaft und man gönnte ihnen das Beste. Wo ein Neuankömmling in der Stube saß, bei einem Gläschen Wein, umgeben von Nachbarn und Freunden, sprach man in achtungsvoll gedämpftem Ton. Nie ging es laut und prahlerisch zu. In den Gesprächen, die geführt wurden, tauchte das Wort „Stellungskrieg“ auf, das ich nicht genau verstand. Auch vom Gas war die Rede, einer neuen Waffe, die große Qualen verursachte. – „Im Westen nichts Neues“ hieß später ein Roman über den Krieg. Nichts Neues war es aber auch in der Heimat mehr, daß jeder Tag furchtbare Verluste brachte, nichts Neues, daß immer mehr Frauen im Dorfe in Trauerkleidern gingen und nichts Neues, daß immer mehr Männer zu sehen waren, denen Arme und Beine fehlten oder die gar das Augenlicht verloren hatten.

Kriegstote in der Heimat

Der Vater hatte sich zu den Sanitätern gemeldet und wurde nun zu einem Krankenträgerkurs abkommandiert. Bevor dieser begann, erschien er kurz auf Urlaub. Die Eltern führten lange Gespräche über die Familie und die Arbeit, die den Sommer über zu tun war, hier und bei der Großmutter. Auch über mich sprachen sie. Ergebnis war der Plan, daß Mutter und ich schon vor den Großen Ferien nach Enzberg reisen sollten, da uns beiden die neue Lehrerin so wenig zusagte. Das Beste war, ihr aus dem Weg zu gehen. Ich sollte also in Enzberg zur Schule gehen. Da ich mich auf etwas anderes gefreut hatte, machte mir der Plan Kummer. Doch Mutter meinte, es müsse sein: das sei nun unser „Kriegseinsatz“.

Fast wäre es nicht zu Abreise gekommen. Es war sehr heiß und wir wurden durch die Nachricht aufgeschreckt, daß die Ruhr ausgebrochen sei. Durch Fronturlauber eingeschleppt, erfaßte sie jung und alt. Viele starben. Unsere Nachbarin Anna, die ihren kleinen Sohn als Kriegerwitwe zur Welt gebracht hatte, starb nach drei Tagen an der Seuche. Der zweijährige Adam war nun Vollwaise. Auch einer meiner Spielgefährten fiel der Seuche zum Opfer. Er war Gymnasiast, das älteste von vier Geschwistern, im Gasthaus „Zum Adler“ unseres Nachbarortes Freudenstein zuhause, wo ich mit meinen Eltern viel hinkam und mit den Kindern Freundschaft geschlossen hatte, besonders mit der

gleichaltrigen Hermine. Ich verstand, daß es auch in der wohlbeschützten Heimat Kriegstote geben konnte.

Die Enzberger Schule wurde von einem alten Lehrer versehen. Obwohl er mich der Großmutter gegenüber als gute Schülerin bezeichnete, konnte ich ihn nicht leiden, weil er immer so geiferte. Von seinem Unterricht ist mir nur eine Stunde in Erinnerung geblieben, in der er vom Schwarzwald sprach und uns von den Geistern im Mummelsee erzählte. Ich liebte den Schwarzwald und hatte gehofft, den Sommer dort verbringen zu dürfen, wie schon einmal vor dem Krieg. Denn nicht weit von Bad Liebenzell, hoch auf dem Berge, lebte meine Tante Frida mit ihrer Familie. Ob ich damals schon Hauffs Märchen von Peter Munk und dem Glasmännlein kannte, weiß ich nicht mehr. Sicher habe ich das Märchen später deshalb so liebgewonnen, weil mir die Köhler, Glasbrenner und Holzfäller, die darin vorkommen, inmitten ihres tiefdunklen, harzduftenden und feierlich stillen Waldes, vertraut waren. Fröhlich und hell aber war es in dem Dorf Unterlengenhardt, schon damals eigentlich ein kleiner Luftkurort, am Rande einer Hochebene gelegen, von der aus man weit über Höhen und Täler hinblickte. Dort in einem mit Schindeln verkleideten Haus, halb Rathaus, halb Schule, gab es meine Kusine Friedel, etwas jünger als ich, mit wunderschönen langen Zöpfen, die sie sich gern von mir flechten ließ. Später im Krieg kam noch ein Bub hinzu, mein Vetter Wilhelm. Der Mann der Tante hielt einen Dackel mit Namen Walle. Alles was zu einem Ferienidyll nötig ist, war hier beisammen: Gärten, Wiesen, Felder, eingerahmt und geschützt vom hohen Tannenwald, und Kinder mit einem drolligen Hund. Die Ähnlichkeit der Lebensumstände, die gleichen Interessen der Schwäger, – beide waren Sonntagsjäger und „jächelten“ gern zusammen, – und das gute Verhältnis der beiden Schwestern machten das Leben so einfach und harmonisch wie möglich. Nun war Onkel Wilhelm an der Westfront, an der Somme, wo wenig später auch mein Vater hingeschickt werden sollte. Alles was vom erträumten Sommerferienidyll übrigblieb, war eine Stunde Geographie, in der ich wirklich aufpaßte.

Pflichten

Dem Wort entsprechend, das meine Mutter dafür gebraucht hatte, war unser Leben in Enzberg sehr streng. Mutter übernahm das Kochen und die Hausarbeit. Anstelle meines Vaters ging die Großmutter, sechsfünfzigjährig, mit Tante Berta und Onkel Wilhelm aufs Feld. Es war dem Hof zwar wieder der gleiche kriegsgefangene Pole zugeteilt worden, wie im vorigen Jahr, doch kam er unregelmäßig, wahrscheinlich weil er noch anderswo gebraucht wurde. Seinen Namen habe ich leider vergessen. Er konnte immer noch kein Deutsch und gab sich daher wenig mit mir ab. Er wurde aber von den anderen mit Namen angeredet und achtungsvoll behandelt.

Für ein neunjähriges Kind war das Arbeitspensum, das ich zu erledigen hatte, nicht unbeträchtlich. Die Schule stand an erster Stelle. Nach dem Mittagessen mußte ich erst meine Schulaufgaben machen. Dann Geschirr abspülen und aufräumen, soweit ich die hohen Geschirrbretter erreichen konnte, Tische und Sitzgelegenheiten säubern, Holz aus dem Schuppen heraufschleppen und beim Herd aufschichten. Danach standen für mich unten im Hof zwei „Scheurenzainen“, große zweihenklige Weidenkörbe bereit, die mit Kartoffeln gefüllt waren. Diese Kartoffeln hatten schon lange Triebe. Ich mußte sie abzupfen. Wie lange dauert das bei etwa zwei Zentnern Kartoffeln? Eine ganze Weile. Zwischendurch mußte ich nach den jungen Gänschen sehen. Ich trieb sie über den Hof und über die Straße in den ziemlich großen Bach, der damals noch unverdohlt durchs Dorf floß. Dort durften sie schwimmen. Obwohl ich viel Verständnis über ihre Freude am Wasser hatte, waren sie mir beschwerlicher als Holzholen und Kartoffelabzupfen. Sie rissen mir nämlich aus und schwammen den ganzen Bach hinunter. Ich hatte das Nachsehen und durfte in den Bach steigen, um sie zu suchen und zurück auf den Hof zu treiben. Wenn es sechs Uhr schlug, kam meine letzte Aufgabe: in der Küche das Feuer anfachen, einen großen Eimer gewaschener Kartoffeln aufsetzen und zum Kochen bringen. Sie mußten bis Feierabend weich sein, wenn die Familie hungrig vom Feld kam.

Eigentlich machte mir die Arbeit Freude. Schelte bekam ich nie, sie waren mit mir zufrieden. Beim Abwasch sang ich, beim Kartoffelzupfen konnte ich ungestört träumen. Manchmal besuchten mich meine neugewonnenen Schulfreundinnen und halfen mir. Martl vom Haus gegenüber war zwei Jahre älter als ich. Auch sie mußte viel Hausarbeit machen, da ihre Mutter dienstverpflichtet war und in einer Pforzheimer Munitionsfabrik arbeitete. Ihr Vater war seit Kriegsbeginn an der Front. Agnes ging in meine Klasse. Ich bewunderte ihre Schönheit und ihre guten Noten, sie meine Stimme und mein Singen. Ihre Mutter war ebenfalls fort zum „Granatendrehen“ und ihr Vater, ein Ingenieur, im Krieg. Wir vertrieben uns bei der anspruchslosen Arbeit die Zeit mit Erzählen und mit dem Gedankenaustausch über allerhand kleine Vorkommnisse in der Schule und in der Familie, meist solchen, die uns zum Lachen brachten. So lachten wir viel und gern, auch über den Herrn Lehrer, den wir alle miteinander sehr komisch fanden. An heißen Tagen bekamen wir Lust, zum Baden an die Enz zu gehen. Meine Freundinnen waren nachmittags ohne Aufsicht. Ich war zwar auch oft allein im Haus. Doch ging meine Mutter nie aufs Feld, ohne mir vorher strenge Auflagen zu erteilen. Es kostete immer einen Kampf, bis sie mir Erlaubnis gab, mit den Freundinnen zur Enz zu gehen. Meiner Mutter Rede war: Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Sie scheute sich auch nicht, mein Arbeitspensum zu erschweren, um den widerstrebend bewilligten Badeausflug zu verkürzen. Aber da hatte ich einen Helfer und Verbündeten: Wilhelm, der mir zuzwinkerte und, bevor er zurück aufs Feld ging, hier einen Korb Holz, dort einen Eimer Kartoffeln in die Küche hochtrug, als gehöre sich das für ihn und sei gar nicht meine Aufgabe. Manchmal, wenn die Mutter ärgerlich wurde und mir vorwarf, ich hätte nur das Schwänzen im Kopf, beschwichtigte er sie und lobte mich. Er fand dazu genau die passenden Worte und zeigte Einfühlungsvermögen und einen Sinn für Humor: er war alles andere als ein

Dummkopf. Bei Tisch hatte er jetzt das Präsidium und ich saß oft neben ihm, immer dann, wenn unser Pole nicht da war. Da spürte ich aber, daß trotz des vertraulichen Umgangs, eine große Distanz blieb. Sein Haar war fein und tiefschwarz, auch das von seinem kleinen Schnurrbart. Er hatte südländisch geschnittenen Augen. Wenn er die schweren Lider niederschlug, was er oft tat, und wenn sein Gesicht nicht sonnengebräunt war wie jetzt, sondern winterlich blaß, dann wirkte er mit seinen feinen Gesichtszüge und seiner wohlgeformten Stirn ein wenig wie ein trauriger, aus seinem Reich vertriebener Königsohn.

Das Haus

Meine Hauptfreude in Enzberg war aber die Erforschung des Hauses, in dem sich unser Leben abspielte. Es war noch vor dem Dreißigjährigen Krieg, am Anfang des 17. Jahrhunderts erbaut, und hatte zeitweilig als Württembergisches Zollhaus gedient. Es ist heute noch erhalten und steht unter Denkmalschutz. Mein Großvater ist in diesem Hause geboren, davor sein Vater und danach seine Söhne. Nun gehörte es der Großmutter. Ihre Kinder waren darin aufgewachsen und betrachteten es als ihr Zuhause. Als Folge des Krieges und der Opfer, die er an der Front und in der Heimat forderte, sollte es aber nicht in ihren Besitz übergehen. Dies gibt mir Grund, bei diesem Haus etwas zu verweilen.

Es stand am steilen, teilweise noch weinbewachsenen Nordhang des Enztales nahe der Ortsausfahrt Richtung Mühlacker und nahm seiner Länge nach fast den ganzen Raum zwischen Hang und Straße ein. Die breite und hohe Giebelwand mit schönem Fachwerk zeigte nach Süden zur Straße, der Eingang nach Osten zum Wirtschaftshof. Dem Wohnhaus gegenüber lag das Wirtschaftsgebäude. Es vereinte Stall und Scheune unter einem Dach und war neu aus Backstein aufgeführt. Doch stand es auf den Grundmauern und über dem Keller des abgebrannten alten Wirtschaftsgebäudes. Dieser Keller, sehr tief und geräumig, diente als Milch- und Weinkeller. Unter dem Wohnhaus gab es einen weiteren Keller, in dem das Obst aufbewahrt wurde. Wohnhaus und Wirtschaftsgebäude waren durch einen Schuppen verbunden, in dem Wagen und landwirtschaftliche Maschinen untergestellt waren. Diese drei Gebäude umstanden das Quadrat des Hofes.

Von der Straße trennte diesen eine Mauer, in der sich eine Einfahrt und daneben ein kleinerer Eingang befand. Auf dem Hof stand ein Brunnen mit Viehtränke. Sein Wasser lief nicht beständig, man mußte es hochpumpen. Doch war es frisch wie Quellwasser und als Trinkwasser auch für die Hofbewohner geeignet. Man fühlte sich im Innenraum dieses Hofes wie in einer Burg geschützt.



Das alte Zollhaus in Enzberg, ältere Grafik und neueres Foto

Das Erdgeschoß des Wohngebäudes war zu meiner Zeit nicht bewohnt. Zu Lebzeiten meines Großvaters hatte es den Metzgerladen mit seinen Nebenräumen enthalten und zur Straße hin einen Ladeneingang besessen, der jetzt zugemauert war. Der alte Laden war Abstellraum für allerhand Gerümpel aus Haus und Landwirtschaft. Kalkpuder auf den Fenstersimsen und ein Haufen feinen Sandes in der Ecke verrieten noch, daß hier einst eine Werkstatt gewesen war. Vor seiner Heirat mit Emma hatte hier Onkel Johann Kunststeine hergestellt. Die hinteren Räume des Untergeschosses enthielten noch Gerätschaften der Metzgerei, darunter eine Anzahl von Kesseln und Becken aus Kupfer, die mir als Kind riesig vorkamen.

Die Wohnräume befanden sich im ersten Stock. Von einem großen Eckzimmer aus blickte man auf den Hof und auf die Straße. Dieses Zimmer war als Wohnstube eingerichtet. Unter den Fenstern zum Hof lief eine Bank, vor der ein großer Tisch stand. An der gleichen Wand gab es eine Kommode aus Nußbaumholz. Ihr Gegenstück nahm den Platz zwischen den beiden Fenstern zur Straße ein. Der Bank gegenüber, an der Innenwand des Wohnzimmers, stand ein Klavier aus schwarzem, glänzendem Holz. Die drei älteren Töchter des Hauses hatten zu Lebzeiten ihres Vaters Klavierunterricht erhalten und viel darauf gespielt. Alle waren musikalisch, faßten schnell auf und hatten geschickte Hände. Am weitesten habe es Tante Emma gebracht, sagte meine Mutter. Leider habe ich sie nie spielen hören, sie kam zu meiner Zeit nicht mehr ins Haus, und wenn sie gekommen wäre, wäre es ihr sicher nicht nach Klavierspiel zu Mute gewesen. Die Hauptattraktion für mich als Kind bildete aber der große Wasseralfingergußeisenofen, der an der Rückwand des Wohnzimmers stand, oder besser aus ihr hervorragte. Er heizte im Winter nämlich die Schlafkammer der Großmutter, die dahinter lag, gleich mit. Ich wunderte mich sehr über seine verschiedenen Stockwerke. Jedes hatte ein Ofentor, dessen Flügel aus einem Gitterwerk von Pflanzenornamenten bestanden. Darin waren Tierbilder eingelassen: Hirsche, Rehe, Hasen. Auch die Seitenteile waren so verziert. Hinter den Ofentoren brummt und summt im Winter kupferner Bettflaschen oder zischten und dufteten Bratäpfel. Neben dem Ofen stand ein schwerer Ledersessel mit Ohrenklappen. Er war rundum mit blitzenden Messingnägeln beschlagen. Die Großmutter saß damals freilich selten in diesem ihrem Ruhe- oder Sorgenstuhl. Von der Wohnstube ging es in die Stube der Großmutter. Hier stand ein mit rotem Plüsch überzogenes und schön geschwungenes Biedermeiersofa, vor ihm ein Tisch aus dunklem Nußbaumholz, das rot aufleuchtete, wenn die Sonne darauf fiel. Auf dem Sofa lagen kunstvoll gehäkelte Decken, – die Töchter des Hauses hatten sämtliche die Frauenarbeitschule besucht. Auch ein zierliches Glasschränkchen ist mir in Erinnerung. Freilich besaß der Raum nicht mehr den Charakter einer „guten Stube“. Großmutter hatte, um Raum für die heranwachsenden Kinder zu schaffen, hier auch Betten und Kleiderschränke aufgeschlagen. Durch diese beiden Räume mußte ich hindurch, wenn ich ins Gästezimmer kommen wollte, wo mein Bett stand.

Das waren nun die Räume, die die ganze Breite des Giebels einnahmen. Sie hatten zusammen fünf Fenster. Über ihnen, unter den vorspringenden Balken des Dachstocks, hingen die Schwalbennester, deren Bewohner mich so früh weckten. Aus Großmutter's Stube und aus dem Wohnzimmer trat man auf den „Hausöhrn“, wie Flur oder Diele bei uns genannt wurden. Er reichte durchs ganze Haus bis zur hinteren fensterlosen Giebelwand, war aber in der Mitte durch eine Glastür unterteilt, die die Wohnung der Familie vom übrigen Haus separat hielt. Vor der Glastür stand man am Treppenabsatz. Die breitere Treppe führte nach unten zum Hauseingang, die schmalere links nach oben zu den Speicherräumen der drei Dachgeschosse. Weiter hinten lag die Küche, die auf den Hof hinaus blickte. Ihr gegenüber verbreiterte sich der Öhrn und reichte bis zur anderen Außenwand des Hauses. Hier gab es zwei Fenster, die ihn erhellten und durch die man in den „Winkel“ blickte, das schmale Gäßchen, das das Haus vom Nachbarhaus trennte. Noch weiter hinten verlor sich der Öhrn im Dunkeln. Recht und links ertastete man die Türen zu den Kammern, in denen früher Knechte und Mägde gewohnt hatten. In den Gesindekammern und den Wohnräumen der Familie waren Dielenböden verlegt, in Öhrn und Küche aber stand man auf feinen, dichtgefügten Sandsteinplatten.

Die Küche beherrschte ein riesiger Holz- und Kohlenherd aus blankem Stahl. Er wurde täglich gefegt. Auf dem Herd ein ebenfalls blankes kupfernes Schiff, wie man den großen Warmwasserbehälter nannte. Die Kochplatte hatte sechs Feuerlöcher. Diese konnten nach Bedarf durch ein System von Ringen erweitert oder verengt werden. Sechs große irdene Häfen, eiserne Kacheln oder Messingpfannen fanden auf dieser Platte nebeneinander Platz. Die Glut im Herd erlosch selten. Um innerhalb von Minuten ein kräftiges Kochfeuer zu erhalten, legte man etwas Reisig und trockenes Holz auf und blies ein wenig in die glühende Asche. Neben dem Herd gab es den Wasserstein mit Ausguß und einem Wasserleitungsanschluß. Die großen Kupfergefäße, in denen man früher das Wasser vom Brunnen geholt hatte, standen noch an ihrem Ort, auf einer einfach gezimmerten Schranne, – einem langen Holzbrett mit Melkstuhlbeinen. Die Küche war groß genug, auch für nicht mehr alltäglich benutztes Gerät, das man nicht wegwerfen wollte, da es immer noch brauchbar war. Dazu gehörte auch das Zinngeschirr. Dieses hatte seinen Platz auf einem Bord über der langen Bank hinter dem Eßtisch. Tisch und Bank waren wie die anderen Küchenmöbel aus naturbelassenem Buchenholz. Auf diesem gewaltigen Bord standen noch die Zinnteller, während man am Tisch davor schon längst von robusten und billigen Steinzeuggtellern aß. Die großen zinnernen Platten dagegen wurden immer noch gebraucht, um Braten und Gemüse zu servieren. Man trank aus Tassen und Gläsern. Während der Ernte aber kamen auch die zinnernen Becher wieder zu Ehren. Sie waren unzerbrechlich und daher konnte man sie aufs Feld mitnehmen. Oberstes Gebot war, alles pfleglich zu behandeln und nichts, was Arbeit und Geld gekostet hatte, umkommen zu lassen. Dann erst kam die Schönheit.

Aber stimmt das? Man schmückte doch auch gerne. Vor einem der Küchenfenster standen immer Geranien. Und was war mit dem Aufwand, den man trieb, um das Metall von Herd und Küchengefäßen blank zu halten? Das Milchgeschirr, das auf dem großen Brett vor dem anderen Küchenfenster trocknete, blitzte weit umher, wenn die Morgensonne schien. Doch lag der Grund für das ständige Fegen auch in der Beachtung der Küchen-Hygiene. Der Umgang mit leichtverderblichen Nahrungsmitteln, vor allem mit Milch, forderte peinliche Sauberkeit. Der Glanz war also eine erwünschte Nebenerscheinung der Sauberkeit und folgte aus den selben Grundsätzen.

Auf den dunklen Dachboden ging ich am liebsten mit der Großmutter, aus Furcht, mich in dem Gewirr von Stützbalken und Streben zu verirren. Während Heu und Stroh unter dem Dach der Scheune lagerte, war hier der eigentliche Kornspeicher. Da der Anbau von Korn auf dem Hof zurückgegangen war, wurde nicht mehr der ganze Boden benötigt. Im hinteren Teil duftete es stark nach getrockneten Pflanzen, die in Büscheln an den Balken hingen. Man benötigte sie für Sämereien oder auch zur Herstellung von Aufgüssen. Im vorderen Teil lagen Haufen ausgedroschenen Kornes, das öfters gewendet, d.h. von einem Haufen auf einen anderen geschaufelt werden mußte. Das Wenden diente der Lüftung und war eine Arbeit, die ich mit der Großmutter zusammen verrichten durfte. Zum Stöbern für ein neugieriges Mädchen gab es hier nichts. Dafür konnte ich im Hausöhrn zwei alte Eichenschränke öffnen, die bis oben mit interessantem „G’rust“ angefüllt waren. Einen davon erbe meine Mutter. Er hat alle unsere Umzüge mitgemacht. Wo immer er in der einen und anderen Wohnung auch stand, behielt er den Namen Hausöhrnschrank. Als meine Mutter noch ein junges Mädchen war, soll dieser Schrank einen ganz besonderen Schatz enthalten haben: Stapel von feinem Papier, welches mein Großvater zur Übung oder zum Vergnügen mit Hunderten von geometrischen Zeichnungen bedeckt hatte. Ich selbst habe nichts dergleichen gefunden; wohl aber weiß ich von meiner Mutter, daß Großvater in seiner Jugend eine Neigung zur Geometrie verspürt hatte, und daß es sein Wunsch gewesen war, Feldmesser zu werden.

Der Enzberger Großvater und seine Schwester

Dieser Berufswunsch war nicht in Erfüllung gegangen: der Urgroßvater, Christian Kopp, sprach ein Machtwort. Schließlich wollte er dem einzigen Sohn den Hof vererben. Der Sohn fügte sich und lernte etwas Nahrhafteres und Näherliegendes, das Metzgerhandwerk. Offenbar flößte es ihm keinen Widerwillen ein, sowenig wie die Landwirtschaft, sonst wäre er in beidem bestimmt nicht so unermüdlich und erfolgreich gewesen. Er brachte zu dem schon vorhandenen Wohlstand noch eine Reihe schöner Güter hinzu. Sein Vieh gehörte zum besten weit und breit. Noch heute ist eine Medaille vom Knittlinger Bezirksfest 1898 erhalten. Sie zeigt das Bild König Wilhelms von Württemberg und

die Inschrift „Dem Landwirtschaftlichen Verdienste“. Der Überlieferung nach hat der König sie ihm selbst mit Handschlag überreicht. Den Seinen durfte es an nichts fehlen. Ein *Char à banc* wurde angeschafft. Ein solches Gefährt war für einen Viehhändler, der viel in der Gegend herumkam, freilich kein Luxus. (Es stand zu meiner Zeit noch in der Remise, wurde aber kaum mehr gefahren). Eher schon waren es andere Dinge, wie das Klavier. Daß er Schönheitssinn besaß, davon zeugten im Haus eine Reihe von großformatigen Stichen nach Gemälden. Das Bild einer Mignon, das ich lieb gewann, ist mir in deutlicher Erinnerung. Solche schönen Dinge kaufte er gern nach guten Geschäftsabschlüssen. Auch das Klavier war auf diese Weise ins Haus gekommen.

Mit neureicher Protzerei hatte dies nichts zu tun. Dazu war man in seiner Familie den Wohlstand zu gewohnt. Ich kann dies beurteilen, da ich die Schwester des Großvaters, Katharina, erlebt habe. Die Besuche bei ihr gehören zu meinen schönsten Kindheitserinnerungen. Sie hatte einen reichen Müller geheiratet und lebte auf der Nußdorfer Mühle in fast aristokratischen Verhältnissen. Das Eßzimmer des alten Hauses hatte etwas vom Festsaal eines Rokoko-Schlößchens. Zwei Wänden bestanden fast nur aus Fenstern, durch die auf der einen Seite das umliegende Land hereinschaute: reiche Wiesen und Felder vom lauterem, schnellfließenden Mühlbach durchflossen, der für die vielen Forellen ein Paradies gewesen wäre, hätten ihn nicht Angler ebenfalls als Paradies beansprucht. Auf der anderen Seite umrahmte die große Glasfront einen riesigen alten Nußbaum, der in einiger Entfernung vom Haus stand und jedem fürstlichen Park zur Zierde gereicht hätte.

In diesem Saal schwärmten Müllerburschen, hübsche Mägde und Gäste aller Art durcheinander. An seinem oberen Ende der große Familientisch war immer vollbesetzt. Bauern, die Korn gebracht hatten und auf ihr Mehl warteten, wurden hier mit Schwarzbrot und Most oder einem Schnäpslein bewirtet; Herren, die zum Angeln gekommen waren, saßen auf der Bank um den großen grüngekachelten Ofen und trockneten ihre nassen Hosen und Umhänge. Mit allen plauderte der gastfreundliche Müller. Die Herren, meist Goldwarenfabrikanten aus Pforzheim, probierten sein gutes Weißbrot und seinen vorzüglichen Weißwein und warteten auf das Erscheinen der schönen Müllerin, die ihnen in der Küche die gefangenen Forellen zubereitete. Meine Großtante Katharina war nicht weniger gesellig als ihr Gatte und ich erinnere mich, wie selig vergnügt alle dreinschaute, wenn ihr helles Lachen ertönte. Müller und Müllerin verstanden sich darauf, ihre Gäste zu unterhalten, indem sie sich auf anmutige Weise unaufhörlich neckten. Sie liebten sich auch, hatten drei Kinder und lebten kräftig über ihre Verhältnisse. Doch hat die Enzberger Mitgift solange vorgehalten, bis sie weise genug waren, dafür zu sorgen, daß der wirtschaftliche Rückgang der Mühle erst nach ihrem Tode eintrat. – Beider Söhne habe ich kaum gekannt, dafür aber ihre Tochter Eugenie und ihren Mann Walter, der auch Lehrer war. Mein Vater verehrte Eugenie. Ihr Sohn, mein Vetter Ernst, war mir lebenslang ein guter Freund.

Tod des Großvaters

Auf ganz andere Weise scheint der Enzberger Großvater über seine Verhältnisse gelebt zu haben. Auf der Höhe seiner Kraft wurde er krank, fuhr aber in der alten Weise fort, sein Geschäft und seine Landwirtschaft umzutreiben, ohne sich zu schonen. Kein Arzt wußte, woran er litt, keiner konnte ihm helfen. Er starb qualvoll an der Gangrän eines Beins. Als meine Mutter im Alter an Diabetes erkrankte, äußerte sie oft die Vermutung, eine unerkannte Form der Zuckerkrankheit sei es gewesen, woran ihr Vater gelitten habe. Es scheint auch, daß diese Krankheit einen Fehler, den er leider besaß, verstärkte. Er war ein rascher, leicht aufbrausender Mann, schnell bereit zuzufahren, wenn etwas seinen Jähzorn erregte. Das machte ihn zum denkbar schlechtesten Vater für seinen Sohn Wilhelm. Die Sorgen, die er sich wegen dem Schulversagen des Sohnes machte, waren sicher groß. So hielt er sich für berechtigt, Wilhelm häufig hart zu züchtigen, um ihm die vermeintliche Faulheit und Unachtsamkeit auszutreiben. Damit verletzte er das weiche und sanfte Kind tief, zerstörte sein ganzes Selbstvertrauen und machte die Sache dadurch erst wirklich schlimm. Wilhelm konnte gut rechnen. Was bei ihm vielleicht nur eine ganz spezielle Schwäche im Lesen und Rechtschreiben war, wie sie bei sonst normal begabten Schulkindern manchmal vorkommt, breitete sich durch diese falsche Behandlung aus und führte zu einer großen Angst vor dem Vater und dem Wesen, das er verkörperte. Der Vater war von ihm enttäuscht und griff ihn an, weil er mit Geschriebenem nicht umgehen konnte. Alles Geschriebene wurde daher sein Feind. Der Vater starb, aber das Geschriebene verfolgte ihn weiter. Recht, Gesetz, Ordnung, Staat führten gegen ihn Krieg, einen Papierkrieg im wahrsten Sinn des Wortes.

In Enzberg sprach die Großmutter nie über ihren verstorbenen Mann. Später, als sie ihre letzten Lebensjahre im Haus meiner Eltern verbrachte, hat sie mir manches anvertraut. Wie schwer es ihn ankam, von Weib und Kindern wegzusterben, sie schutzlos zurückzulassen, geht aus seinen Abschiedsworten in der Sterbenacht hervor: „Weib, wenn ich kann, dann komme ich und helfe dir, ich gebe dir Rat und teile deine Sorgen.“ Sie lag selbst auf ihrem Totenbett, als sie mir diese Eröffnung machte. Ihre Gedanken kreisten zweifelnd um Gott und das ewige Leben, das im Glauben an seinen Sohn versprochen ist. Mit großer Bewegung vernahm ich die Worte des Großvaters und war tief getroffen als sie hinzufügte: „Aber nie ist er gekommen, nie hat er mir geholfen, wenn ich es noch so nötig gehabt hätte.“

Ich möchte das Kapitel über die Person des Großvaters abschließen, indem ich eine der schönsten Erinnerungen der Großmutter an ihn festhalte. Sie stammt aus der Zeit vor ihrer Verlobung, als beide dienten; er als Soldat in Ludwigsburg, (wenn ich mich recht erinnere, bei der Kavallerie), sie im Haus der Stuttgarter Beamtenfamilie. Wie schon erwähnt, nahm die Dame dieses Hauses Anteil am persönlichen Leben ihrer Paula. Es blieb ihr nicht verborgen, daß diese einen Schatz hatte. Manche

Dame hätte sich unter diesen Umständen etwas einfallen lassen, um die unbequeme Verantwortung loszuwerden, ein Brief an den Vater hätte ja genügt. Da Paula ihr aber am Herzen lag, machte sie es sich nicht so einfach. Vielmehr forderte sie sie auf, ihren Schatz einmal mitzubringen. Welches Mädchen an ihrer Stelle hätte sich das zweimal sagen lassen? Der junge Mann stellte sich vor und offenbar fand die Dame nichts an ihm auszusetzen. Denn sie gab ihm die Erlaubnis, ihre Paula, sein Päuile, jedesmal wenn er samstags Ausgang hatte, im Haus ihres Dienstherrn zu besuchen. Dort wurde er in die Küche gebeten, nicht selten von der Dame persönlich, die mit den jungen Leuten gern plauderte und ihnen diesen und jenen Rat gab. Dabei durfte Paula-Päuile ihrem Karl etwas zu Essen machen. Wenn er gegessen hatte, bekam sie Ausgang und der Kavalier mußte sein Ehrenwort geben, sie bis zehn Uhr zurückzubringen. Wenn ich Großmutter richtig verstanden habe, so war es die Art, wie sie beide von der Dame des Hauses zu Ehren gezogen wurden, die ihr den Mut gab, gegen den Wille ihres Vaters zu heiraten.

Brot

Die Enzberger „Hofburg“ war nun meine Welt, – auf Zeit –, in der Friede herrschte, obwohl die Sorge wegen des Kriegs uns täglich umgab. So kamen jeden Nachmittag aus dem nahegelegenen Pforzheim Frauen oder größere Kinder, die um Milch, Eier, Butter, Brot, Kartoffeln baten. Jetzt im Kriegssommer 1916 waren die Lebensmittel in der Stadt schon recht knapp. Scharen von „Hamsterern“ begaben sich auf die umliegenden Dörfer auf der Suche nach einer Ergänzung ihrer schmalen Rationen. Für diese Fälle hatte mir die Großmutter immer einige Liter Milch in braunen Töpfen zum Verkauf bereitgestellt, öfters auch ein Dutzend Eier. Es wurde damals noch weniger getauscht als gekauft. So lag wohlweislich auch ein Beutelchen mit Kleingeld bereit, um herausgeben zu können, wenn die Käufer nur große Münzen hatten. Sie hätten oft gern auf das Wechselgeld verzichtet und mehr bezahlt, sei es aus Freude über das Erhaltene, sei es, weil sie bereits an Schwarzmarktpreise gewöhnt waren, oder um die Verkäufer sich zu verpflichten. Die Großmutter erlaubte aber absolut nicht, daß die Nahrungsmittel über ihrem Preis verkauft wurden, und hatte mir eingeschärft, keinen Pfennig mehr zu nehmen, als staatlich festgesetzt war. Wenn Kinder kamen, durfte ich jedem ein Stück Brot „zum gleich Essen“ geben. Noch heute sehe ich einen großen mageren Buben, vielleicht vierzehnjährig, in eine von mir ungeschickt heruntergesäbelte Brotscheibe beißen, jeden Krümel sorgsam mit der Hand auffangend und in den Mund schiebend. Ich fragte ihn: „Hast du Hunger?“ Er aß weiter, nickte mit dem Kopf und machte mit vollem Munde „mhm“. Der Junge kam noch öfters, erhielt seine Milch, aß sein Brot, bezahlte und dankte.

Auch uns, die wir genug zu essen hatten, schmeckte Großmutter's Brot. Alle vierzehn Tage war Backtag. Da stand die hölzerne Backmulde in der Küche auf der Bank zwischen den beiden Fenstern. Schwarzmehl war vorbereitet für sechs schwere Brotlaibe. In eine große Kupferschüssel wurde Weißmehl getan, ausreichend für zwei Laibe und zwei Kuchen. Am Abend zuvor war für das Schwarzbrot ein Vorteig angelassen worden, mit etwas Sauerteig und Hefe. Der Sauerteig, jeweils eine Portion des letzten Teiges, wurde von Backtag zu Backtag in einer Schüssel im Küchenschrank aufbewahrt. Am Morgen war Großmutter schon sehr früh auf. Neugierig schaute ich zu, wie das Teigmachen vor sich ging. Zuerst krepelte die Großmutter die Ärmel der Bluse hoch, Arme und Hände wurden gewaschen. Neben die Mulde stellte sie einen Kupferkessel mit warmem Wasser, es durfte nicht heiß sein. Zuerst mischte sie etwas Mehl unter den Sauerteig. Dann kam meine Aufgabe. Großmutter befahl: „Jetzt gib einen großen Schöpfer Wasser, aber langsam!“ Mit weiteren Gaben von Mehl und Wasser entstand nun ein glatter Teig, welchen die Großmutter mit ihren kräftigen Armen durchknetete, bis er zum Aufgehen bereit war. (Beinah hätte ich das Salz, das dem Teig zugegeben wurde, vergessen). Jetzt wurde der Teig sanft mit Mehl bestäubt und mit einem Tuch abgedeckt, um ihn zum Aufgehen warm zu halten. Derselbe Vorgang wiederholte sich mit dem weißen Mehl. Hier wurde nur Hefe verwendet und statt Wasser Milch zugegeben. Sollte das Weißbrot recht mürbe werden, knetete Großmutter noch ein Stück Butter hinein. Von der großen Masse wurden zwei kleine Häufchen Teig abgezweigt. Sie ergaben die Böden der Kuchen und wurden nach dem Aufgehen ausgewellt und belegt. Der Belag des einen bestand aus einer Menge geschälter und fein geschnittener Zwiebeln, vorher mit Räucherspeck angedämpft. Der andere erhielt eine Mischung aus gekochten und geriebenen Kartoffeln aufgestrichen, welche mit Milch, saurerer Sahne, Ei, Salz, Muskat, gelegentlich auch einer Prise Kümmel angereichert war. Der Kartoffelkuchen wurde vor dem Backen dick mit reifem Mohn bestreut, der Zwiebelkuchen aber mit Schmalzgrieben. An einem solchen Backtag gab es diese Kuchen für alle noch heiß zum Mittagessen, dazu Malzkaffee. Das war ein Festessen!

Bevor aber gegessen werden konnte, gab es noch viel Arbeit. Beide Teigmassen wurden nach dem Aufgehen noch einmal durchgeknetet, die dunkle Masse in sechs Teile geteilt und in die bereitstehenden flachen Backkörbe aus Stroh getan. Die zu Laiben und Kuchen geformte weiße Masse kam auf Bleche. Ich mußte den Handwagen aus der Remise holen. Großmutter schleppte ihr größtes Backbrett herbei und legte es quer darüber. Nun wurde aufgeladen, alle zehn Backwerke fanden nebeneinander Platz. Ich ergriff die Deichsel und zog das Gefährt vorsichtig zum nahegelegenen Backhaus, wohin ich abends zuvor schon das Backholz gefahren hatte. Die alte Backfrau mit rußigem Gesicht hatte den Ofen schon vorgeheizt. Schwitzend zog sie das noch funkensprühende Reisig aus dem Ofen. Zuerst wurden nun die Kuchen und das weiße Brot „eingeschossen“. Waren sie gar, holte man sie heraus und legte zwischendurch wieder Holz nach. Es loderte hell auf und brannte rasch nieder. Die Glut, die es bildete, blieb jetzt im Ofen. Man schob sie nur zur Seite, um Platz für das Schwarzbrot zu machen. Inzwischen war Großmutter zur Stelle und besorgte das Einschließen der

großen Laibe selbst. Da sich an einem Backtag mehrere Familien das Backhaus teilten, wurde jeder Laib vor dem Backen gezeichnet, Weißbrot mit einem großen Stern, mit einer vierzinkigen Gabel gestochen, Schwarzbrot mit drei Ringen. Wenn das Brot aus dem Ofen kam, bestrich Großmutter es mit einem weichen Pinsel, der in klares Wasser getaucht war. Nun luden wir unser so schön gelungenes Brot wieder auf. In eine Duftwolke gehüllt, zog ich den Wagen stolz durchs Dorf nach Hause.

Die Mohnprinzessinnen

Von den Feldarbeiten, die ich diesmal kennenlernte, ist mir eine in besonders guter Erinnerung, wohl weil sie mit einem Spiel verbunden war. Als sich nach einigen Regentagen das Wetter zu bessern versprach, erinnerte Großmutter abends an das Unkraut auf dem Mohnfeld. So wurde für den nächsten Tag ein allgemeines Jäten angeordnet. Der Mohn war keine bloße Zutat zu Backwerk, sondern, gerade im Krieg, eine wichtige Ölfrucht. Mohn ergab ein wunderbares, völlig geruchloses Speiseöl zum Braten von Fleisch und Gemüse bestens geeignet. Sogar zum Backen konnte man es an Stelle von Butter verwenden. Wir hatten eine halbe Stunde zu gehen, bevor wir zum großen Mohnfeld kamen. Die Pflanzen waren schon hoch aufgeschossen, aber noch nicht aufgeblüht. Man mußte vorsichtig arbeiten, um die saftigen schlanken Stengel, welche die grünen noch geschlossenen Blütenköpfe stolz emporreckten, nicht umzuknicken. An das dicht wuchernde Unkraut gelangte man mit schmalen Hacken. Der Mohn war in Reihen gesät. Jedes von uns, Onkel Wilhelm, Großmutter, Tante Berta und ich, hatte vier Reihen zu jäten. Mir teile Onkel Wilhelm augenzwinkernd die Reihen am Feldrand zu.

Er rechnete wohl mit meinem Spieltrieb. Dieser Mohn war auch das herrlichste Spielzeug, das man sich denken konnte. Bald lag meine Hacke am Boden. Ich pflückte mir einige Blütenknospen ab, setzte mich auf den erhöhten Feldrain und vertiefte mich in mein Spiel. Die Mohnstengel waren nämlich meine Prinzessinnen. Wir waren alle zu einem Ball geladen und ich hatte für ihre Garderobe zu sorgen. Das geschah so: vorsichtig löste ich die schon spröde grüne Schale der kleinsten Blütenknospe. Da kam das Röckchen einer Ballerina zum Vorschein, weiß und ganz zart, wie feine Seide. Es war nur noch etwas zerknittert von der engen Hülle. Sachte zupfte ich es zurecht, stülpte es nach unten, bis das Blüteninnere sichtbar wurde: die langen Staubfäden, die das reiche Haar meiner jüngsten Prinzessin vorstellten. So arbeitete ich sorgfältig weiter, immer der Größe nach. Aus der nächsten Knospe holte ich ein zartes Rosa ans Licht. Bei der übernächsten war das Kleid zweifarbig, weiß und rosa, bei einer vierten blaßlila und aus einer Knospe des Klatschmohns, die als Unkraut eigentlich nicht aufs Feld gehörte, brach zu meinem Entzücken endlich eine herrlich wildes Rot hervor. So hatte ich eine Anzahl schöner Mädchen, jüngere und ältere Geschwister eines

Fürstenhauses um mich versammelt, alle mit glänzendem tiefschwarzem Haar und in wunderbaren Kleidern. Stolz gab ich meinen Schönen die Namen, die sich für Prinzessinnen schickten: Esmeralda, Roswitha, Lisinka, Kunigunde, – ich weiß sie nicht mehr alle. Inzwischen war die Familie mit dem Jäten so weit vorangekommen, daß ich in meiner Versunkenheit am Feldrain ihren Blicken entschwunden war. Sie suchten und fanden mich, erstaunt über mein Spielzeug. Als ich ihnen aber meine festlich geschmückten Damen jede mit Namen vorstellen konnte, haben sie doch alle gelächelt und nichts gesagt. Ich arbeitete wieder mit, und wir wurden mit dem Mohnfeld bis zum Abend fertig.

In Reihen wie der Mohn waren auch die Kartoffeln gesät oder vielmehr gesteckt. Auch sie mußten jetzt ausgekrautet, gehackt und gehäufelt werden. Wieder gingen wir in Reihen vor, ich am Feldrand, damit ich ausruhen und spielen konnte. Womit aber hätte ich spielen sollen? Die Kartoffeln blühten zwar auch, aber leider nicht wie Prinzessinnen. So drückte ich mich vor dem Kartoffelhacken, wo ich konnte, zupfte lieber Kartoffeltriebe und hütete die Gänslein und das Haus. Da konnte ich doch kurz einmal zu meiner Nachbarin Martel gehen und ihr etwas erzählen. – Die Strafe, wenn es eine war, ereilte mich prompt. Es geschah etwas, das mir den Schulgang in Enzberg verleidete.

Martel und ich standen wieder einmal am Bach, lachend und schwatzend. Da sahen wir plötzlich von weitem unseren ungeliebten Lehrer des Weges kommen. Wie der Blitz verschwanden wir in Martels Hof und von da weiter in die dazugehörige große Remise, die mit Wagen, Ackergerät, Fässern, und altem Gerümpel vollgestellt war. Unser Rückzug war vom Lehrer ganz richtig gedeutet worden: wir hatten ihn nicht grüßen wollen. Wütend verfolgte er uns bis in die Remise. Martel kannte sich dort aus und machte sich unsichtbar. Ich aber hörte den alten Geiferer immer näher kommen, hatte furchtbares Herzklopfen und versuchte in meiner Angst schnell unter einen großen Wäschezuber zu schlüpfen. Aber schon zog er mich hervor, packte mich an der Schulter und schüttelte mich. Laut schimpfte er auf mich ein, wobei ihm immer etwas Speichel vom Mund wegflog: Einen Lehrer nicht zu grüßen, sei eine Schande, und zwar ganz besonders für eine Lehrerstochter. Bei nächster Gelegenheit wolle er meinem Vater melden, wie ungezogen ich mich betragen hätte. Ich mußte mich bei ihm entschuldigen, ihm sogar wie eine mechanische Puppe die Hand geben und sagen: „Grüß Gott, Herr Oberlehrer!“ Als er endlich weg war, kam Martel lachend aus ihrem Versteck gekrochen. Mir war aber gar nicht zum Lachen zumute. Bekümmert verschwieg ich den Vorfall gegenüber meiner Mutter. Wohl wissend, daß man Lehrerskindern weniger nachsah als anderen, hatte mein Vater mit eingeschärft, alle Leute zu grüßen und auch zu solchen höflich zu sein, die ich nicht leiden mochte. Wenn er von der Sache erfuhr, bildete ich mir jedenfalls ein, würde es Schelte, wenn nicht sogar Schläge absetzen.

Kupfersammlung

Ohne es zu wissen, hatte ich bei diesem Auftritt mit dem „Kasernenhofton“ Bekanntschaft gemacht. Ich war ihn nicht gewohnt. In der Schule, die mein Vater hielt, war er nicht anzutreffen, obwohl es auch dort streng zuing. Daß ich ihn jetzt kennenlernte, war vielleicht kein Zufall. Die immer größeren Lasten, die die Bevölkerung tragen mußte, machten sie gereizt. Die Kriegsbegeisterung war aufgezehrt. Es wurden aber neue Opfer gefordert. Von der Regierung kam ein Aufruf, Altmetall, vor allem Kupfergeschirr, zu sammeln und am Rathaus abzuliefern.

Großmutter war sofort bereit, abzugeben, was unbenutzt herumstand, und begann, es im Haus und in den Nebengebäuden zusammenzusuchen. Ich ging ihr bei diesem Geschäft um so lieber zur Hand, als es mir Gelegenheit gab, wieder einmal in die nicht alltäglich benutzten Zimmer des Hauses hineinzuschauen und darin Geheimnisse und Schätze aufzustöbern. Unsere Schatzsuche führte uns durchs Erdgeschoß, durch die Räume des ehemaligen Metzgerladens, die meist abgeschlossen waren, durch die Küche und vor allem in die alten Gesindekammern. Wir fanden Kessel in allen Größen, Schöpfer in allen Formen, Becken, Wannen, Kuchenmodel aus Kupfer und schwere grüspanige Pfannen aus Messing. Im Schopf entdeckten wir landwirtschaftliches Gerät, das wenigste davon unbrauchbar, aber kaum mehr verwendet und daher entbehrlich. Am Schluß hatten wir soviel beisammen, daß unser großer Leiterwagen vorfahren mußte. Wir „Frauen“, Großmutter, Mutter und ich, konnten nur die leichteren Sachen heranschleppen und aufladen, darunter die Kupfergefäße von der „Wasserbank“. Für die Kessel und großen Geräte brauchten wir Onkel Wilhelm. Der aber half uns diesmal sehr ungerne. Trotzig warf er Wannen und Kessel auf den Wagen, daß ein großer Lärm entstand. Dabei schalt er laut. Er wurde immer erregter, seine Stimme überschlug sich. Zum ersten Mal hörte ich jemand den Krieg verfluchen: Das alles gebe man fort, um Granaten herzustellen und damit auf Menschen zu schießen. Sei das der Zweck des Lebens, von Granaten zerrissen zu werden? Die Großmutter und die Mutter versuchten, ihn zu beruhigen. Furchtsam schauten sie sich um. Hatte jemand auf der Straße seine Worte gehört? Würde er sie weitertragen, Wilhelm gar anzeigen? Oder hatte der Krach beim Aufladen seine Worte übertönt? Bleich vor Zorn und zitternd spannte Wilhelm den „Braunen“ an und führte die dröhnende und scheppernde Ladung vom Hof. Ich war betrübt über dieses Ende unserer Sammlung, die für mich so fröhlich begonnen hatte. Ich verstand nicht, warum Wilhelm so aufgeregt war. Großmutter und ich hatten es doch gut gemeint und mit dem Geschirr „den Unrigen“ ein Geschenk machen wollen. Mutter und Großmutter schauten aber beide so bedenklich und betrübt, daß ich sie nicht fragen mochte, und mein Vater, der mir alles hätte erklären können, war unerreikbaar.

Da hatte ich auf einmal genug von Enzberg, nicht nur von der Schule, sondern auch vom Hof, und selbst von der Familie, deren Unterstützung unser „Kriegseinsatz“ ja gegolten hatte und noch galt.

Heimweh ergriff mich. Ich wollte zurück nach Hohenklingen, in unsere eigenen vier Wände. Dieses Gefühl war so stark, daß ich meiner Mutter von nun an ständig mit Bitten in den Ohren lag, doch so schnell wie möglich mit mir heimzureisen. Mit Tränen, Quengelei und Unarten machte ich ihr schweres Herz noch schwerer. Auch sie zog es nach Hause, zu ihren Bienen und Gärten. Doch hielt sie aus, weil sie auf ihrem Posten bleiben wollte. „Sei doch vernünftig“, versuchte sie mich zu überzeugen, „wir können doch jetzt, wo die Ernte anfängt, Großmutter und die anderen nicht im Stich lassen!“. Auch merkte sie wohl, wie mein Drängen mit meiner Abneigung gegen die Enzberger Schule zusammenhing, denn sie sprach mir gut zu: „Noch ein paar Tage und die großen Ferien fangen an, dann gefällt es dir hier wieder so gut wie früher“. Wirklich war ich erleichtert, als ich kurz darauf nicht mehr zum Herrn Oberlehrer in die Schule mußte, und die Mutter bekam für die ein, zwei Wochen, die sie noch bleiben wollte, etwas Ruhe.

Der Vater aller Dinge

Heute weiß ich, daß ich damals dem schweren seelischen Druck entfliehen wollte, der auf der Enzberger Familie lastete. Von der zunehmenden Lebensmittelknappheit habe ich berichtet. Um die Versorgung aufrechtzuerhalten, wurden von den Bauernhöfen immer höhere Ablieferungen verlangt. Darunter litt vor allem Onkel Wilhelm. Er jammerte und schalt auch, wenn er über seinen Rechnungen saß: was sollte für die Familie übrigbleiben, wenn „der Staat“ alles holte? Warum griff er immer bei ihm zu, wo er die anderen ungeschoren ließ? – Vielleicht täuschte er sich in diesem Punkt, und „die anderen“ verstanden es nur besser, sich der Abgabepflicht zu entziehen. Vielleicht aber zogen die Beamten, die ihre Erfüllung überwachten, Wilhelm wirklich schärfer heran, weil er eine Schwäche hatte. Wilhelm saß zuhause bei den Frauen, Mutter und Schwestern, während die meisten seiner Altersgenossen und der viel jüngere Bruder im Feld standen. Daß dies als Schande galt, war mir als Kind nicht bewußt. Was sein genaues Verhältnis zur militärischen Behörde war, weiß ich nicht. Wahrscheinlich war er als einziger Mann auf dem Hof vom Kriegsdienst zurückgestellt, zugleich aber wohl auch wegen seiner schwachen Nerven als untauglich ausgemustert. In der Schule schon war Wilhelm mit Spott und Hohn verfolgt worden. Sein Vater hatte ihn bestraft und verachtet. All das hatte er überstanden. Die Schulzeit war längst vorübergegangen, der Vater seit vielen Jahren tot. Im Schutze des Hofes hatte er sich zurechtgefunden, bei der Arbeit seinen Mann gestellt und die Anerkennung seiner Schwestern und Schwäger errungen. Nun aber kehrten alle Schrecken seiner Jugend wieder, das Militär als „Schule der Nation“. Diese Schule stellte Forderungen an ihn, prüfte ihn und verwarf ihn, als er sie nicht erfüllen konnte.

Dazu spürte er die Angst, in der seine Mutter um ihren Jüngsten schwebte. Diese Angst muß im Sommer 1916 besonders groß gewesen sein. Rumänien hatte die Seiten gewechselt und war in den Krieg gegen uns eingetreten. Friedrich lag, im Lazarett in Beuthen, bei Kämpfen in Siebenbürgen schwer verwundet. – Doch wozu taten Ärzte und Schwestern ihr Bestes, ihn wiederherzustellen? Wozu hatte sie ihm in Bromberg das Leben gerettet? Nur damit er es immer wieder aufs Spiel setzte? Aber hatte er überhaupt eine Wahl? Gewiß nicht. Also mußte sie ihm helfen. Aber wie? – Vielleicht ahnte Wilhelm in der Bereitwilligkeit, mit der seine Mutter ihr Kupfer opferte, ihre verzweifelte Sorge um den jüngeren Bruder und fühlte sich wieder einmal zurückgesetzt. Der Krieg führte ihm seine Unzulänglichkeit täglich neu vor Augen und ließ die kaum verheilten Wunden wiederaufbrechen. Dafür haßte und verfluchte er ihn. Trotzdem mußte er der Mutter gehorchen, das Kupfer aufladen und zur Sammelstelle fahren. Auch wenn man ihm schonend den Platz am Kopfende des Familientisches einräumte, – er zählte nicht; „zuoberst“ saß dort in Wirklichkeit der Krieg, der „Vater aller Dinge“. Wie sehr Wilhelm unter seiner Abseitsstellung gelitten haben muß, entnehme ich einer Bemerkung seines Bruders in dem oben erwähnten Brief vom 28. September 1915. Es heißt darin: „Liebe Mutter, wie ich erfahren habe, muß der Wilhelm ja auch zur Musterung, aber Mutter, da brauchst Du keine Angst haben, den Wilhelm kann man nicht brauchen, dem kann man keine Waffe in die Hand geben“.

Tante Emma und Onkel Johann

Ich möchte an dieser Stelle meiner Tante Emma gedenken, die ich bisher kaum erwähnt habe. Während des Krieges trat sie bei meinen Aufenthalten in Enzberg selten in Erscheinung. Weder sah ich sie in Großmutter's Haus, noch erinnere ich mich daran, sie alleine oder mit meiner Mutter zusammen bei sich in ihrer Enzberger Wohnung besucht zu haben, obwohl sie die ganze Zeit über am Ort lebte. Wohl aber erinnere ich mich aus der Zeit vor und nach dem Krieg an ihre stattliche und schöne Erscheinung. Emma, bei der das Erbe der Bonnet-Familie voll hervortrat, war wie ihr Bruder Wilhelm von südländischem Gesichtsschnitt, dunkelhaarig und dunkeläugig, dabei aber großgewachsen, temperamentvoll und selbstbewußt. Noch größer und ebenso gutaussehend, mit Schnurrbart und blitzenden Zähnen, die er gerne zeigte, war ihr Mann. „Der Italiener“ hieß er in der Familie, „Römer“ nannte ich ihn für mich, obwohl er aus Padua stammte. Beide bildeten von ihrer äußeren Erscheinung her ein Paar, das für einander bestimmt war.

So dachte aber nur ich in meinen romantischen Träumereien. Meine Mutter und meine Tanten waren Emma gram, daß sie sich in Giovanni verliebte und ihn im April 1914 in Enzberg gegen den Willen ihrer Mutter heiratete. Zuvor hatte es bittere Auseinandersetzungen gegeben, danach wurde

Emma von ihren erzürnten Schwestern geschnitten. Die Fehde schwelte viele Jahre, während derer sie nie zusammenkamen und kaum ein Wort mit einander sprachen.

Johann war ohne einen Pfennig nach Deutschland gekommen, sein Kapital waren seine starken Arme und sein Wissensvorsprung in einer Spezialität: „Terrazzo“. Das heute längst eingebürgerte Wort verrät die Herkunft dieses Materials aus Italien, wo ja bekanntlich die Römer schon große Steinhandwerker waren und den Kunststein erfunden haben. Großmutter hatte Johann und seinem Kompagnon ihre leerstehenden Ladenräume vermietet; er hatte dort Terrazzo hergestellt und Emmas Wege gekreuzt. Nun kam er nach Kriegsausbruch in Schwierigkeiten. Er blieb Ausländer, denn eine Einbürgerung folgte damals nicht automatisch aus der Eheschließung mit einer Deutschen, sondern kostete viel Geld. Sein Geld aber hatte er gerade in ein Geschäft gesteckt, in dem nun die Auftragsbücher leer blieben. Italien befand sich seit 1915 mit Österreich-Ungarn im Kriegszustand. Als es im August 1916 auch dem Deutschen Reich den Krieg erklärte, galt Johann offiziell als „feindlicher Ausländer“ und wurde zu Arbeiten an oder in Munitionsfabriken nach Belgien deportiert. Wohl unterstützte Großmutter Emma und ihr Neugeborenes mit Lebensmitteln. Sie besuchte sie aber nicht. Ebenso wenig kam Emma während unserer Zeit in Enzberg zu ihr auf den Hof. Dazu war das Zerwürfnis zu frisch und zu tief. Es wurde auch nicht über sie gesprochen, jedenfalls nicht vor meinen Ohren.

Trotzdem spürte ich den Kummer der Großmutter. Es macht mich noch heute traurig, daß ich damals von ihr weg wollte, obwohl es die natürliche Reaktion eines Kindes war: der Unfriede im Haus vermehrte mein Heimweh und die Ungeduld, mit der ich meine Mutter zur Abreise drängte.

Das Bäuschlein

Endlich stieg ich in Maulbronn an ihrer Hand aus dem Zug und war froh, als sie gleich am Bahnhof auf den gewohnten Fußweg nach Hohenklingen abbog. Sie hatte schwer zu tragen. Ihre japanische Reisetasche aus Stroh, die sie immer begleitete, auch wenn es nach Stuttgart oder nach Liebenzell ging, platzte fast aus den Nähten. Sobald die letzten Stadthäuser außer Sicht waren, machten wir Halt. Mutter nahm den Hut vom Kopf, steckte ihn mit der Hutnadel auf der Reisetasche fest und zog ihr „Bäuschlein“ hervor. Das war ein ringförmiges Polster aus Stoff, ziemlich dick. Sie tat es sich auf den Kopf und setzte mit kräftigem Schwung die Reisetasche mit dem Hut darüber. So balancierte sie die weiche Last freihändige auf dem Kopf, bis wir vor Hohenklingen aus dem Wald traten. Groß und schlank ging sie voran, auf dem unebenen Waldweg bedächtig ihre Schritte wählend, in beiden Händen noch andere Gepäckstücke. Ich zuckelte mit meinem Köfferchen hinter ihr drein und bewunderte sie. Zwischendurch sah ich einem Vogel nach, sprang durch einen Laubhaufen, sagte

„grüß Gott!“ zu alten Bekannten, zum Studentenbrünnele, das zum Kloster gehörte, und zu so vielen Bäumen, die längst meine Freunde geworden waren. Ich war glücklich...

An den Waldrändern, die Hohenklingen ganz umgaben, waren fast überall Akazien gepflanzt. Sie blühten und dufteten den Sommer hindurch und machten den Bienen viel Arbeit. Ebenso uns: sechzehn Zentner Honig haben Mutter und ich in diesem Spätsommer geschleudert! Wohin mit dem Segen? In Knittlingen trieb die Mutter große Steinguttöpfe auf, die je einen Zentner faßten. Auch Blechbüchsen waren noch zu bekommen. Außerdem hatte sie – streng vertraulich – erfahren, daß es da in Freudenstein einen Mann gebe, der zur Stadt fahre und gern alles mitnehme, was an Lebensmitteln überflüssig sei: Brot, Mehl, Butter, Eier, Speck, Fleisch, Geflügel, Obst, Gemüse, natürlich auch Honig – nur keine Milch, die schwappe allzu leicht über. Das Gefährt sei nämlich ein verstärkter Kinderwagen, der gut zwei Zentner fasse und die Fahrt gehe wegen der Kontrollen nächtlich auf Schleichwegen über Maulbronn, Mühlacker, Enzberg, Niefern, Brötzingen nach Pforzheim. Meine Mutter überlegte. Das war ja regelrechter Schwarzhandel. Großmutter hätte ihr von solchen Geschäften bestimmt abgeraten. (Großmutter hatte aber auch nicht mehrere Zentner Honig zu vermarkten!) Abgesehen davon schaute der Mann gern und tief ins Glas. Konnte sie dem ihren Honig anvertrauen?

Dann faßte sie sich aber ein Herz und fragte ihn, ob er ihr vielleicht etwas Honig abnehmen könne. Er lachte sie aus, als er hörte, an welche Menge sie gedacht hatte: ein paar Kilo, – zentnerweise könne er Honig loswerden! Sie brauche ihm nur Bescheid zu geben, eine Zentnerbüchse werde er mitbringen. Tatsächlich war er, als Mutter eben wieder schleuderte, mit seinem hochrädigen Kinderwagen pünktlich zur Stelle. Er schob ihn in unser langes, schmales Höfchen und setzte die leere Büchse ab, nicht sehr zielsicher. Die Mutter besorgte das Aufladen lieber selbst und hob die volle Büchse mit geübtem Schwung auf das seltsame Gefährt, welches tief in den Federn wippte. Dann rechnet sie mit ihm ab, zum normalen Preis, – wie teuer er den Honig in Pforzheim verkaufte, wollte sie gar nicht erst wissen. Erfreut über den Handel versprach er, bald wiederzukommen, empfahl sich der Frau Lehrer und schob mit kräftigem Ruck an.

Wir Kinder waren in Erwartung unserer Honigscheiben vorn am Hofausgang versammelt und sahen der schwankenden Fuhre entgegen. Ludwige sagte noch zu mir: „Der hat ja einen sitzen!“ Da gingen aber die hohen Kinderwagenräder schon über den Rinnstein. Der Wagen kippte um, die Büchse fiel heraus, ihr Deckel sprang auf und davon und der Honig ergoß sich – in die Kantel! Langsam und zäh floß die goldene Pracht dorfabwärts. Wir schrien laut auf und der Mann, plötzlich wieder nüchtern, stellte die Büchse senkrecht. Die Mutter rief „Ach du lieber Vater im Himmel!“ und schickte ein paar Kinder in die oberen Häuser, den Leuten zu sagen, sie sollten kein Wasser ausgießen. Dann sprang sie ins Haus und holte Schalen und Schöpfer, was ihr in die Hände kam. Alles schöpfte und löffelte nun von der Kantel zurück in die Büchse. Der Mann aber rief immerzu „Kinder schlecket,

Kinder schlecket!“ Die Mutter weinte fast, als sie in die halbleere Büchse guckte, wo nun in ihrem schönen Honig alles mögliche herumschwamm, und schimpfte mit dem Mann. Der sagte aber seelenruhig „Frau Lehrer, d’Pforzemer fresset’s!“ Am Ende mußten wir noch Wassereimer und Besen herbeitragen, und die Frau Lehrer schrubkte blutenden Herzens den Reste vom Honigfluß den Berg hinab, damit nicht noch jemand darin ausglitschte und sich ein Bein brach.

Eisen für Silber und Gold

Wir wurden unseren Honig aber auch ohne den Kinderwagenschieber los. Ein guter Teil der Ernte „floß“ über den Berg nach Maulbronn, wo das Kriegsgefangenenlager inzwischen aufgelöst und in ein Lazarett umgewandelt war, in welchem die in Scharen eintreffenden Verwundeten von Verdun und der Somme gepflegt wurden. Wieder zogen die Schulmädchen Handwagen vollbepackt mit Liebesgaben, Honigbüchsen, Gesälzgläsern, Saftflaschen und Blumen, durch den Buchenwald. Das war nun eine Selbstverständlichkeit, dazu braucht die Regierung nicht erst aufzurufen. Dafür erbat sie eine andere Art von Spenden. Der Krieg kostete Geld. Also waren Gold und Silber gefragt, alte Münzen, Medaillen, Schmuck, Besteck.

Mutter suchte sechs Silberlöffel heraus, die sie von ihrem Vater zur Aussteuer bekommen hatte. Sie zeigte mir das verschlungene Monogramm „K.K.“ für Karl Kopp und trug die Löffel eigenhändig aufs Rathaus nach Freudenstein. Dort wurde nach Abschluß der Sammlung eine Ausstellung der gespendeten Gegenstände veranstaltet. Mutter ging hin, um einen letzten Blick auf ihre Löffel zu werfen, bevor sie in den Schmelztiegel wanderten. Enttäuscht und zornig kam sie zurück: sie waren nicht dageigewesen. Beschwerden beim Schultheißen und Pfarrer nützten nichts, die Löffel blieben unauffindbar. Offenbar hatten sie einen anderen Liebhaber gefunden.

Viele Ehepaare gaben damals ihre goldenen Eheringe weg. Der Staat verehrte ihnen dafür eiserne. An manchen Damen und Herren sah ich eiserne Hals- und Uhrenketten. Da wußte ich, Deutschland war in Not und seine Bürger halfen. Wer wollte und konnte, zeichnete Kriegsanleihen. Auf den Bahnhöfen und Rathäusern hingen die Plakate. Eins ist mir unvergeßlich. Es zeigte einen Mann mit Stahlhelm, der ein gewaltiges Schwert schwingt. Er steht breitbeinig vor einer Wolke oder Woge. Den Text dazu, den ich längst vergessen oder nie beachtet habe, finde ich nun in meinem Geschichtsbuch wieder: „Der letzt Hieb ist die achte Kriegsanleihe“. Anscheinend folgte dann doch noch eine neunte, die schamhaft „Reichsanleihe“ hieß.

Meine Mutter hatte eine ansehnliche Mitgift erhalten. Sie betrachtete dieses Geld als Notpfennig und rührte nicht einmal die Zinsen an, die es trug. Meinem Vater hat diese Vorsicht sehr

wahrscheinlich einmal das Leben gerettet. Kurz nach seiner Heirat war er an einer schwerer Rippenfellentzündung erkrankt. Die Krankenkasse zahlte wohl den Arzt, aber nicht den Aufenthalt in einer Lungenheilstätte, den dieser für unabdingbar hielt, als die Sache sich nicht besserte. Da griff Mutter ihr Kapital an und schickte davon ihren Mann nach Davos, von wo er nach einem halben Jahr vollständig wiederhergestellt zurückkehrte. Zehntausend Mark waren ihr verblieben. Mit Vater war sie sich einig, für diese Summe Kriegsanleihen zu zeichnen. Sie tat es im Laufe der Jahre 1916/17 – und sah ihre Mitgift ebensowenig wieder, wie ihre Aussteuerlöffel.



„Möwe“

Da ich von der Sparsamkeit und Opferwilligkeit meiner Eltern spreche, darf ich auch eine Geschichte einflechten, aus der hervorgeht, daß sie dabei nicht vergaßen, einander etwas Gutes zu tun. Wenn ich recht überlege, bin ich auf meine Mutter wegen dieser Begebenheit stolz. Sie macht darin eine gute Figur, im wörtlichen und im übertragenen Sinne. Zunächst aber hat sie die Begebenheit als unverdiente Bloßstellung und schwere Kränkung erfahren. Es wurde nämlich gegen sie gepredigt. Unser Pfarrer, – der nämliche, der uns Papierkleider prophezeit hatte –, warf ihr von der Kanzel unserer Dorfkirche herab vor versammelter Gemeinde Luxus und Hoffart vor, während sie unten neben mir auf der Kirchenbank saß. Anlaß der Predigt war Mutters neuer Hut, das Abschiedsgeschenk

meines Vaters auf dem Weg zur Front. Diesen Hut trug sie nun zum Kirchgang, stolz zwar, wie der Prediger richtig erkannte, aber nicht aus gedankenloser Überheblichkeit.

Ich muß zu dieser Geschichte etwas ausholen. Vater war von seiner Studienzeit am Lehrerseminar in Künzelsau her mit dem Sohn eines wohlhabenden Bierbrauers befreundet. Dieser Kursgenosse, Christian König mit Namen, Lehrer im Stuttgart-Botnang, war mit einer hübschen, sanften Frau verheiratet, auch sie aus begüterter Familie. „Der König“ verehrte meine Mutter, mein Vater sah „die Königin“ gern, mir imponierten die „Königssöhne“, von denen einer bereits eine Gymnasiastenmütze trug. Die Mutter ließ sich die Komplimente ihres Verehrers wohlgefallen und zog ihn wegen seiner großen Taillenweite auf. Am meisten schätzte sie ihn als Berater in Modesachen. Er war mit Frau und Sohn mehrmals Gast bei uns in Hohenklingen. Unsere Gegenbesuche in Stuttgart gaben meiner Mutter Gelegenheit zu Einkäufen, bei denen Herr König es sich nicht nehmen ließ, sie persönlich in gute Geschäfte zu begleiten. Von diesen Gängen kehrte sie nie ohne etwas Schönes und natürlich auch Teures zurück. Da war es dann Sache Herrn Königs, seinen Freund Fritz – „Fitze“ nannte er ihn von der Seminarzeit her – zu beschwichtigen, wenn er den Preis erfuhr und erschrak. „Fitze“, sagte er, „was soll’s? Ihr habt Geld und du hast eine schöne Frau und ziehst sie nicht gut an!“ Die Mutter stand in dem eben gekauften Nerzhalskragen mit vielen Schwänzen vor dem Vater und schwieg schuldbewußt. Ich streichelte das glänzende braune Pelzwerk. „Fitze“ aber schaute seine große, schlanke Frau mit Wohlgefallen an und schwieg ebenfalls.

Vater hatte nach Abschluß seiner Sanitäterausbildung noch einmal Urlaub erhalten. Wir fuhren ihm nach Stuttgart entgegen. Das hatte seinen besonderen Grund: Mutter sollte sich, so wollte es Vater, ein gutes schwarzes Kostüm machen lassen. Herr König kannte einen erstklassigen Stuttgarter Damenschneider, dieser verfügte noch über Stoffe von edler Qualität, meine Mutter aber hatte Honig. „Bei der guten Figur der Dame“ genügte eine einzige Anprobe. So war das Kostüm in drei Tagen fertig. Nun war Herrn Königs Rat ein weiteres Mal gefragt. Unter seinen Augen wurde eine cremefarbene Spitzenbluse angeschafft („sehr festlich“) und dazu noch eine grün und dunkelblau gestreifte reine Seidenbluse („zum Abwechseln“). Später, nach den Trauerfällen in der Familie, kam noch eine schwarze Spitzenbluse dazu. Ich war bei allen Einkäufen mit dabei. Groß und schlank ging die Mutter neben dem rundlichen Freund die Königstraße hinauf, ich hinterdrein, von den Schaufenstern kaum wegzubringen, in denen es für ein neunjähriges Landkind immer noch genug zu bestaunen gab.

Herr König aber war mit seiner Dame noch nicht zufrieden: „Der alte Chapeau muß weg, zu dem Kostüm gehört ein anderer Hut!“ Vaters Geld hatte die Mutter noch, das Kostüm war ja mit Honig bezahlt. Also hinein ins beste Hutgeschäft! An die verschiedenen Hüte, die sie aufprobierte, erinnere ich mich nicht mehr. Aber dann kam der eine, vor dem ich ganz still wurde vor Staunen. Er war aus Samt, der Kopf aus schimmernd hellgrauem, der Rand aus schwarzem. Der Form nach war er

sachlich, der Rand nicht gebogen oder gewellt, der Kopf nicht straffgezogen, sondern weich angeschmiegt; aber – jetzt kommt's – auf Kopf und Rand schwebte, fließend drapiert, ein richtige Möwe. Köpfchen und Augen schauten nach vorn, die Schwingen, halb ausgebreitet, berührten den Rand, der Leib lag schräg aufgerichtet dem Kopfe an: eine Möwe im Anflug! Selbst die Verkäuferinnen waren sprachlos. Dann aber priesen sie laut Schönheit und Eleganz der vollkommenen Dame, als die Mutter nun angezogen war. Der Preis? Mark siebenzig. – „Du nimmst den Hut,“ befahl der König, „mit Fitze spreche ich!“ Die Mutter: „Das kann ich nicht, das ist die Hälfte unseres Monatsgehalt!“ Fast mit Tränen in den Augen legte sie ihn zurück auf den Ladentisch, in meine Reichweite. Ich schwieg und streichelte nur die Möwe. Der Hut wurde ein zweites Mal aufgesetzt und, wie man leicht errät, nicht mehr abgenommen. So wandelte meine Mutter die Königstraße wieder hinab zur Straßenbahnhaltestelle am Schloßplatz, von vielen angesehen und bewundert. Auch ich kam auf diesem Weg noch an die Reihe, beschenkt zu werden. Ein reizendes Püppchen, das in Kleid und Mützchen auf einem spannenlangen Messingbett auf Kissen lag, alles in Weiß mit blauen Seidenbändchen verziert, wurde mein. In der Straßenbahn sitzend dachte ich: „Was wird der Vater sagen?“ Dann blickte ich von meiner schönen Mutter auf den strahlenden Herrn König und freute mich. Dem Vater wird es ebenso ergangen sein. Ich entsinne mich nicht mehr an den Augenblick, in dem er den Möwenhut zu Gesicht bekam, weiß aber, daß er die Einkäufe guthieß. Da er immer weiterdachte als wir, wird er wohl auch seine Bedenken gegen die Möwe gehabt haben. Doch mit dem Marschbefehl an die Front in der Tasche wollte er seiner Frau nicht die Freude an ihren neuen Kleidern vergällen.

Die Bemerkung des Pfarrers gegen Leute, die sich den Hut mit Blumensträußen, Federn, ja ganzen Vögeln schmücken, ungeachtet der schweren Zeit, wo jedermann gehalten sei, zu sparen und fürs Vaterland zu opfern, hat Vater selbst nicht mitanhören müssen. Er war bereits auf dem Weg zur Westfront. Vielleicht hätte der Pfarrer sie im Beisein Vaters unterlassen. So aber ging sie ihm leicht von den Lippen, ein kleiner, improvisierter Seitenhieb. Doch wirkte sie wie ein Peitschenknall. Es wurde mäuschenstill in der Kirche. Niemand hustete mehr, niemand drehte den Kopf, denn jeder wußte, daß die Frau Lehrer gemeint war. Die Mutter erleichte. Scheinbar ruhig blieb sie sitzen, doch sang und betete sie nicht mehr mit. Die Kirche verließ sie hochehobenen Hauptes, über dem der Hut mit der gescholtenen Möwe schwebte. Bei Nachbarinnen, die sie draußen verlegen begrüßten, entschuldigte sie sich damit, daß ihr Mittagessen auf dem Herd stehe und nicht anbrennen dürfe. Das fiel mir auf, weil es nicht stimmte. Sie gebrauchte sonst keine Ausflüchte. Jetzt aber eilte sie nach Hause, als ob es dort wirklich brenne. Noch auf der Treppe zerrte sie sich den Hut vom Kopfe. Im Schlafzimmer setzte sie sich erst aufs Bett und brach in zorniges Weinen aus. Dann sprang sie auf und zog auch das Kostüm aus. Heftig wurden die Schranktüren aufgerissen und wieder zugeworfen. Die Mutter schlüpfte in ihr einfaches Werktagskleid, immer noch in Tränen. Um sie zu erheitern, ergriff ich den Hut, setzte ihn mir selber auf und drehte mich damit vor dem Spiegel. Das machte die Sache

aber noch schlimmer, so daß ich um die Unversehrtheit der armen Möwe zu fürchten begann. Am Ende hing ich an Mutters Schürze und heulte bitterlich mit. Nun war es an ihr, mich zu trösten. Sie beruhigte sich dabei selbst und ließ mich den Hut vorsichtig einpacken. Die Hutschachtel stellte sie auf ihren Platz im Schrank zurück.

Vater erfuhr von der Sache erst ein halbes Jahr später, als er von der Front zurück war. Mutter beichtete alles ganz genau und Vater machte ihr keine Vorwürfe. Wie hätte er das auch tun können, hatte der Hut ihm ja selbst gefallen. Mit dem Pfarrer verband ihn ein spannungsvolles Verhältnis gegenseitiger Wertschätzung und Kritik. Beide mochten einander, doch hatte Vater unter gewissen Schrullen des hochgeistigen Menschen, der der Pfarrer war, schon öfters zu leiden gehabt. So seufzte er ein wenig, als er von der Predigt hörte und schüttelte den Kopf. Dann aber beschloß er, die Sache von der komischen Seite zu nehmen. Man sehe eben, sagte er, daß es für die Schulmeisterin gefährlich sei, einen schöneren Hut aufzuhaben als die Pfarrerin... Freilich, während des Krieges und in Hohenklingen hat Mutter ihren Möwenhut nie mehr getragen. Wohl aber nach dem Krieg bei Besuchen in Stuttgart. Die Geschichte, die jetzt an den Hut geknüpft war, erregte in Botnang großes Gelächter. Mutter lachte tapfer mit. Fortan hieß sie bei den Königs nur noch „Möwe“.

Was mich betrifft, so muß ich gestehen, daß ich dem Pfarrer die Sache lange nachgetragen habe. Noch im Konfirmandenunterricht, nach dem Krieg, lernte ich zwar unter Mutters Aufsicht stets meinen Katechismus, so daß ich wie am Schnürchen antworten konnte, wenn er mich fragte. Doch meldete ich mich nie von selbst und saß in der Klasse stumm wie ein Fisch. Das nahm er gebührend zur Kenntnis. Einmal behielt er mich nach dem Unterricht da und fragte mich, ob ich noch lange mit ihm trotzen wolle. Ich konnte keine Antwort geben und mußte heftig weinen. Da klopfte er mir auf die Schulter und entließ mich mit einem „Sei halt brav!“

Vater an der Somme

Ich bin vorausgeeilt und habe meinen Vater aus dem Krieg bereits zurückkehren lassen, wohl um mir die Schilderung der bangen Wochen, die für uns nun folgten, zu erleichtern. Ja, er blieb uns erhalten, und darin waren wir bei allem Leid, das unsere Familie sonst im Krieg widerfahren ist, sehr glücklich. – Doch nun muß ich von dem schweren Tag für Mutter und mich berichten, an dem Vaters Urlaub zu Ende ging. Am 10. November hatte er Geburtstag. „Am 9. 11. 1916 zur Reserve-Sanitätskompanie ins Feld versetzt“ steht in seinem Militärpaß. Diesmal durfte ich ihn mit Mutter zum Bahnhof begleiten. Der Tag war grau und trüb. Der Weg durch unseren Buchenwald kam mir dunkel vor. Kein Vogel sang. Die Füße raschelten durch das trockne braune Laub. Als wir aus dem Wald auf die Landstraße traten, nahmen wir Abschied. Er wollte das nicht vor den Leuten tun. Der Vater küßte

uns. Ich hatte die Arme um seine Hüfte geschlungen. Er hielt Mutter und mich umfaßt und war sehr tapfer. Er bat die Mutter, es auch zu sein und ermahnte mich, ihr zu folgen und eine Stütze zu sein. Auch sollten wir ihm oft schreiben. Heute noch, im vierundachtzigsten Lebensjahr, sehe ich den Platz des Abschieds vor mir, habe ihn auch öfters in meinem Leben aufgesucht. Am Bahnhof hatte sich eine Menge Menschen eingestellt, um die Soldaten zu verabschieden, darunter viele seiner Bekannten und Schüler. Lieder wurden gesungen und kleine Veilchensträuße ausgeteilt. Vater bekam gleich eine paar geschenkt. Eins heftet er sich selbst an die Brust, die anderen seinen Kameraden. Dann das letzte Winken und die Frage: werden wir ihn wiedersehen?

Nach Tagen banger Erwartung trafen Vaters erste Lebenszeichen ein:

20. Nov.1916.

Mein liebes Weib und Kind!

Ich habe von Euch bis jetzt noch keine Nachricht erhalten, ich selber konnte nichts als eine Karte schreiben. Das war eine trübe Stunde, als ich diese schrieb: 15 m unter der Erde, 10 Minuten davon weg nahmen die Engländer 12 Krankenträger gefangen. Also siehst, wie weit wir vorne sind. Wenn jeder die Feuertaufe so erhält wie ich, dann denkt's ihm. 120 Stunden lagen wir zur Verstärkung einer anderen Sanitätskompanie im stärksten Granatfeuer. 16 mal machte ich den Todesweg $\frac{3}{4}$ Stunden lang. Ein 4-stündiges Trommelfeuer erlebte ich auch.

Ich bin heute erst zurückgekommen und noch sehr erregt. Dieses Elend, dieses Schreiten des Todes, o Weib, grausig, nicht zum Schildern. In ruhigerer Stunde schreibe ich Dir's ausführlicher. Angst hatte ich nur beim letzten Gang, da wir einen Oberleutnant trugen, ich spürte es, ein Granatschuß erfaßte uns, schleuderte mir einen Stein an den Knöchel – Geschwulst – sonst sind wir heil davongekommen. Auch die 12 Gefangenen konnten wieder befreit werden. Zum Waschen kam ich 5 Tage nicht, gegessen habe ich 1 mal, geschlafen einige Stunden. Nun lasse ich mir den Fuß verbinden und erhole mich. Heute Nacht oder morgen schreibe ich wieder. Grüße alles, was nach mir fragt. In Erregung,

Euer Vater

Unter den Briefen meines Vaters von der Front finden sich auch zwei Zeitungsausschnitte. Einen möchte ich hier einfügen, einen anderen später. Beim ersten handelt es sich um ein Gedicht: „Als sie in der Felder Schlamm sich wühlten, / Wilder Schrecken steten Jammer fühlten / Deiner harrten, du Allherrscher Tod, / In des Trommelfeuers grauser Not – / Was da jeder duldeten, entbehrten / Eingegraben in den Bauch der Erde – / Was um unsertwillen sie getragen, / Keines Menschen Mund wird ganz es sagen.“ – Vaters angekündigter Brief:

Liebes Weib und Kind!

Soeben komme ich vom Verbandsplatz. Mein rechter Fuß ist unten am Knöchel ziemlich angeschwollen. Schmerzen gering – ich bin jetzt eben etwas Weniges revierkrank. – Heute sind meine Nerven ruhiger, also vernehmet: Letzten Mittwoch nachts – wir lagen schon – wurde alarmiert: 80 Krankenträger zur Verstärkung der 52. Sanitätskompanie sofort abmarschieren. Raus aus dem Stroh, Sturmgepäck, Stahlhelm, eiserne Portion und los nach Gomiécourt. Hier vielstündiger Aufenthalt bis zum Morgen, dann zwei Stunden Weitermarsch nach Puisieux zu einem Sanitätsunterstand. Unterwegs piffen die ersten Granaten, ducken 2 – 3 mal, dann ließ ich sie kommen, Angst empfand ich nicht, einem Gefühl der Stumpfheit gab ich Raum, so ging es besser. Hier angekommen ging's gleich den Schützengräben zu, nach $\frac{3}{4}$ -stündigem Weg zum Regimentsunterstand (Karte Punkt 141) bei dem Dorf Serre (siehe Tagesberichte nach im Staatsanzeiger).

„Dorf“ kann man nicht mehr sagen, Trümmerhaufen ist besser: Kein Maler, keine beste Photographie kann's so darbieten, wie die Natur tut. – Die Straße beständig unter Feuer, mannstiefe Löcher darin von den englischen 28-cm Granaten, tote Pferde halb auf dem Weg, halb auf den Schutthäufen liegend, erschöpfte und tote Kameraden; von Granaten hingehauene Krankenträger, den Verwundeten, jetzt natürlich Toten, noch draufgebunden, ein Bild des Grauens nach dem anderen. Dann im Sanitätsunterstand, dieses Elend, dieses Stöhnen und Jammern (der Bauchverwundeten besonders) diese Gräfte voll Entsetzen – und früher hieß es einmal: „ein Gott hat Erbarmen“. Aber jetzt? Weib, diejenigen, die diesen Brand entzündet und diejenigen, die ihn nicht enden lassen wollen, sind keine Menschen mehr. Ich möchte je ein Paar solcher an mich ketten, wenn's durch diesen Feuerweg geht, die Friedensfrage wäre bald gelöst. Du weißt, daß ich keine Furcht kenne; trifft so ein Ungetüm, welches einmal bei einem Gang ein ganzes Haus vor uns auf die Straße warf und wir meterhoch mit der beladenen Trage über Schutt klettern mußten, trifft ein Schlag solcher Wirkung mich, dann sind körperliche und seelische Qualen kurz, das ist ein Trost. Und 16 mal machten wir diesen Gang, leer die Trage ist's besser, aber voll ist's hart und wenn nicht das eiserne Pflichtgefühl wäre, das uns gehen heißt unter Einsetzung des Lebens, so müßte uns die laute Dankbarkeit der Eigenen und der stumme Dank der Feinde immer wieder neuen Mut zum nächsten Gang einflößen. „Danke, danke, danke“ tönt's von der Trage dir in die Ohren „brave Männer ihr“ und unser letzter, ein schwerverwundeter Oberleutnant, ließ noch einmal einen von uns kommen und wollte ihm die Hände drücken, zum Sprechen war er zu schwach. Und jener Engländer, preßte die Hände zusammen, schaute mich an, einen Blick, den ich nie vergessen werde und stammelte: „Deutsch gut Kamerad“.

Nun es ging gut vorbei. Im Schlamm und Wasser stapften wir, oft bis an den Bauch, 2 Tage war's so naß, leider hab ich einen bösen Katarrh und Husten abgekriegt. Doch ich hoffe, bald wieder auf dem Damm zu sein. Zum Waschen kam ich 5 Tage nicht. Am letzten Abend aß ich das erste Warme: 2 Becher saure Bohnenkerne. Zum Trinken gab's viel Mineralwasser und Schnaps mit Spottnamen: „Offensivgeist“. Butter und Fleisch in Büchsen, welches wir vorher faßten und aufsparen wollten, fraßen uns die Preußen; diese haben scheint's im Feld keinen guten Ruf. Nun, es ist vorbei. Wenn ich einmal nach Haus komme, kann ich

Euch ganze Abende über diese 5 Tage erzählen.

Liebes Weib, laß diesen Brief auch Herrn Schultheiß lesen und entschuldige mich, daß ich ihm nicht so ausführlich schreiben kann. Es ist jetzt zu viel für mich auf einmal gekommen. Doch es ist vorbei. Auf dem Heimweg überschüttete uns noch die letzte Granate mit Erde und Steinen. 10 m näher und... Das Essen ist gut und reichlich. Lege in die Päckchen doch immer ein Briefchen von Dir oder Else. Ein paar lange Strümpfe kannst mir schicken. Hoffentlich dürfen wir jetzt in Ruhe bleiben. Es sind schwere Kämpfe an Ancre-Bach und Somme.

Euer Vater

Mit diesem Brief in der Hand fand ich Mutter weinend im Zimmer sitzen. Sie las ihn mir vor, unterbrochen von Schluchzen. Natürlich begriff ich die Furchtbarkeit des Geschilderten nicht (und begreife sie wohl auch heute kaum). So blieb mir unverständlich, warum Mutter weinte. Ich faßte sie daher am Arm und rüttelte sie: „Aber der Vater schreibt doch, daß es vorbei ist. Er lebt, er kommt wieder!“ Sie zog mich auf ihren Schoß und ließ sich von mir trösten.

Briefwechsel mit der Front

Am selben Tag noch schrieb ich eine Antwort an Vater, mit steilen deutschen Buchstaben auf liniertes Schönschriftpapier unter der Anleitung und Aufsicht der Mutter: „Hohenklingen den 24. November 1916. Lieber Vater! Wir haben schon viele Briefe von dir erhalten. Die Mutter hat mir sie alle vorgelesen, ich weiß, wie es dir geht und bin oft sehr traurig darüber. Ich bete alle Tage zum lieben Gott, daß er dich behüte und wieder gesund zu uns heimführe. Ich freue mich auf Weihnachten. Aber es wird nicht schön werden, wenn du nicht da bist. Wir wollen zur Tante auf den Schwarzwald, daß wir nicht allein sind. Es grüßt dich herzlich deine Else“. Vaters nächster Brief ließ uns wieder etwas leichter ums Herz werden:

Donnerstag Abend, 24. November.

Liebes Weib und Kind!

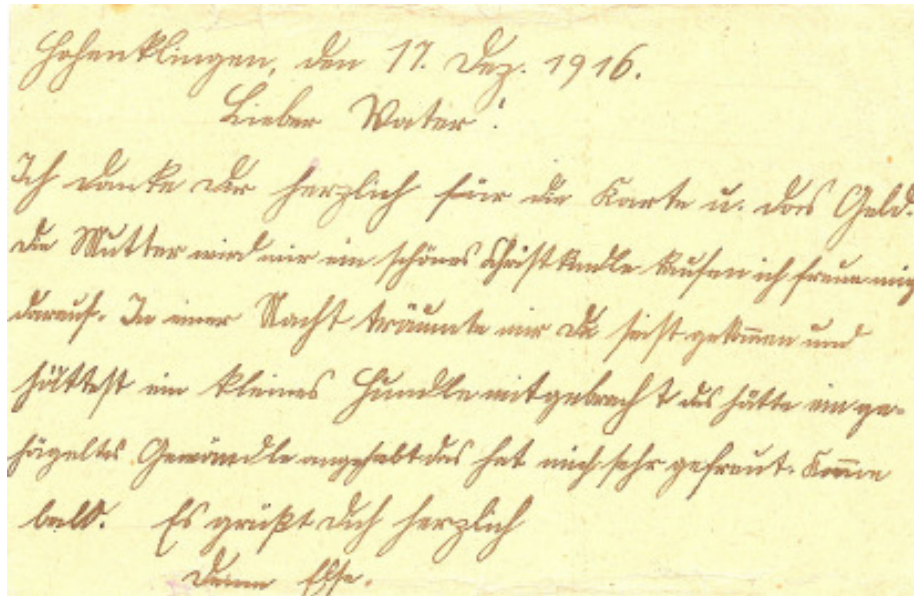
Abends $\frac{1}{2}$ 8 ist bei uns immer Postzeit. Nur einmal des Tags wird Post verlesen und einmal des Tags (mittags $\frac{1}{2}$ 3 Uhr) geht die Post von hier aus ab. Es steht immer 3 – 4 Tage an, bis mich oder dich eine Post erreicht. Also heute abend kamen glücklich deine 3 Päckchen an. Ich dank bestens, eines davon wird unterm Schreiben verarbeitet, die Zigarren waren leider zerdrückt. Zigarren schickst mir vorerst keine. Wir fassen so viel (auch Zigaretten), daß ich diese nicht alle rauche. Aber in jedes Päckchen ein paar Zeilen.

Inzwischen werden meine 2 Briefe angekommen sein, geh aber zu niemand nur klagen oder jammern. Als Infanterist hätte ich es 10 mal schlechter. Auf dem Heimweg aus dieser Hölle dankte ich, daß wir keinen Buben haben. Die Sache ist vorüber und wird sich nicht gleich wiederholen. Ich bin immer noch revierkrank, d.h. ich bin auf der warmen Stube des Herrn Zahlmeisters mit Schreibarbeiten beschäftigt. Wenn mir dieser Posten bleibt, dann habe ich manches angenehme. Doch komme, was wolle. Täglich muß ich meinen Fuß verbinden lassen, die Geschwulst nimmt ab, dagegen die wundgelaufenen Stellen heilen langsamer...

Erstaunt berichtet der Vater von der guten Verpflegung an der Front. Die Kompanie „besitzt“ 9 Kühe und es gibt daher frische Milch und Butter „fingerdick“. Auch erzählt er von seinem Umgang: „Schwab besucht mich alle Abend und bringt mit Grüße von meiner Nachbarin – seiner Braut“. Männer, die im Frieden getrennte Wege gingen und kaum voneinander wußten, schließen sich eng zusammen: „Der Bellon (aus Enzberg) wohnt bei Huber und ist ein Schwager zum Friseur. Von Merklingen ist auch einer dabei, ebenso von Gründelbach, Schützingen, Zaißersweiher und Knittlingen. Rösler-Mühlacker ist Vizewachtmeister. Als Landsleute haben wir uns vor der Schlacht versprochen, daß keiner den anderen im Stich läßt. ... 4 Mann fehlen uns nun doch seit jenen Tagen“.

Daß die Männer Nachrichten und Zuspruch von zuhause nötiger brauchten als Zigarren, hatte ich schnell begriffen. Also schrieb ich wie ein Magister: „Mittwoch, den 6. Dez. 1916. Lieber Vater! Wie geht es Dir, bist du wieder gesund. Wir schicken dir heute zwei Päckchen eines mit Brödchen das andere mit Gesälz, laß es dir gut schmecken. Lieber Vater bleibe gesund. Es grüßt dich herzlich deine Else“. „Hohenklingen, d. 7. Dez. 1916. Lieber Vater! Hier schickt dir deine Klasse einen Brief. Ich hoffe auch, daß du gesund bleibst, und bald kommst. Wir haben schon lange einen Brief schreiben wollen, aber das Päckchen war noch nicht voll.“ Meine Schulkameraden aber schrieben: „Hohenklingen, den 7. Dezember 1916. Lieber Herr Rutsch! Endlich kommen wir daran Euch ein Brieflein zu schreiben. Ich hoffe auch, daß Ihr bald wieder gesund werdet. Wenn nur der Krieg aus wäre, daß Sie heim gehen und wieder Schul halten könnten. Es grüßt dich herzlich! Dein Schüler! Immanuel Haberkern“. „Lieber Herr Rutsch! Wir schreiben ihnen ein Brieflein. Das wird sie auch freuen und wir haben schon oft an sie getacht. Du wirst lieber Schulhalten als im Feld mitmachen. Herzlich grüßt dich Luisle Kienle“. „Lieber Herr Rutsch! Wir haben Ihnen jetzt die Weihnachtsgabe zusammengepackt. Schon haben wir vernommen, daß Sie Gefreiter geworden sind. Wir wünschen Ihnen viel Glück zur Beförderung. Zu Weihnachten senden wir Ihnen die herzlichsten Wünsche. Herzliche Grüße sendet Gustav Mößner.“ Der Vater hat diese Kinderbriefchen mit der Post, die ihm Angehörige und Freunde ins Feld schickten, sein Leben lang aufbewahrt. Eins, über das ich beim Wiederlesen lachen mußte, will ich noch anführen: „Lieber Vater! Ich danke dir herzlich für die Karte und das Geld. Die Mutter wird mir ein schönes Christkindle kaufen ich freue mich darauf. In einer Nacht träumte mir du seist

gekommen und hättest ein kleines Hundle mitgebracht das hätte ein gehägeltes Gewändle angehabt das hat mich sehr gefreut. Komm bald. Es grüßt dich herzlich deine Else“.



Gefas Klingau, den 17. Aug. 1916.
Liebe Mutter!
Ich danke dir sehr herzlich für die Karte die du mir gabst.
Die Mutter wird mir ein schönes Briefchen schreiben und
sicherlich. In einem Briefe schreiben mir alle Briefgeheimnisse
schickst mir kleine Geschenke mitzubringen und ich werde mir gar
gern alle Geschenke annehmen und sie dir sehr dankbar sein.
bald. Ich grüßt dich herzlich
deine Else.

Kriegsweihnachten

In der Handarbeit hatte ich es, ein gutes Ziel vor Augen, mittlerweile soweit gebracht, daß man mich zum Sockenstricken anstellen konnte. Nur bei der Ferse wurde es manchmal noch gefährlich, da mußte ich zwischendurch die Mutter fragen. Wie viele Paar Socken, Strümpfe, Pulswärmer zu diesen Weihnachten durch unsrer Hände Arbeit fertig wurden, als Liebesgaben für „unsere Soldaten“, zu denen jetzt auch der Vater gehörte, weiß ich nicht mehr. Doch Mutter, die wußte, daß Liebe durch den Magen geht, tat noch mehr. Sie buk besonders haltbare „Guetsle“ – „Brötle“ nannte der Vater sie auf Hohenlohisch – und steckte sie in die Socken. Hier und da kam noch eine Rauchwurst hinzu, von Großmutter gestiftet oder von erübrigten Lebensmittelmarken dazugekauft. (Die Marken, die es jetzt gab, mußte ich jede Woche vom Rathaus in Freudenstein abholen). Auch waren trotz Ablieferungen, Lazarettspenden und Schwarzverkäufen unsere großen Honigtöpfe immer noch nicht erschöpft. Aber wie sollte man den Honig verschicken? Büchsen gab es inzwischen keine mehr und Gesälzgläser waren zerbrechlich. Da machte Mutter eine Erfindung. Sie kaufte einen Stoß festes Pergamentpapier, schnitt die Bögen in Streifen und nähte auf der Maschine daraus Schläuche wie Wursthäute. Diese füllte sie mit Honig und band sie an beiden Enden zu. Weder Hitze, noch Kälte, noch Erschütterung konnten den Honigwürsten jetzt etwas anhaben, sie kamen mit in die Päckchen und wurden ins Feld verschickt.

Es näherten sich nun schon die dritten Kriegsweihnachten, die ersten, die Vater nicht mit uns verbrachte. Ich machte mir auch erstmals Gedanken über das Wort „Kriegsweihnacht“. War Weihnachten nicht ein Friedensfest? „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“, lautet die Botschaft der Engel an die Hirten auf dem Feld bei Bethlehem. Der Kaiser selbst war dem Beispiel der Engel gefolgt und hatte aus seiner Höhe den Soldaten im Felde den Frieden versprochen, den sie herbeisehnten. Daß der schreckliche Krieg ein Ende nehmen müsse und nehmen werde, sagten auch die Generäle in der Obersten Heeresleitung. Die Menschen im Dorf, die mich täglich umgaben, hatten oft Tränen in den Augen, wenn sie von Hindenburg und Ludendorff sprachen, den Siegern von Tannenberg, die den Frieden jetzt schnellstens herbeiführen würden, wenn wir nur treu zu ihnen hielten und gehorsam täten, was sie befahlen. So glaubte ich felsenfest, durch meinen Fleiß beim Beten, Briefschreiben, Stricken und Päckchenpacken die Ankunft des Friedens und die Rückkehr des Vaters beschleunigen zu können. Mit Inbrunst sang ich die Advents-Choräle, die wir im Religionsunterricht lernten: „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“ und: „Wie soll ich dich empfangen“. Wenn eines Morgens wirklich der Herr Jesus an der Spitze von Engeln in goldenen Rüstungen und mit flammenden Schwertern vom Himmel herabgestiegen wäre und gesagt hätte: „So, aber jetzt ist Frieden!“, dann wäre ich zwar wie die anderen Kinder hinzugerannt und hätte große Augen gemacht, aber mein Weltbild wäre dabei nicht aus den Fugen geraten. Im Gegenteil, ich hätte meiner Mutter froh gemeldet, daß nun alles seine Richtigkeit habe und Vater gleich zu uns heimkehren werde.

Offenbar haben auch die Soldaten im Feld die kaiserliche Botschaft vom Frieden, den wir Deutsche ersehnten und zu dem wir bereit seien, sehr ernst genommen. In dem Gruß, dem Vater unserem Pfarrer von der Front schickte, muß von ihr die Rede gewesen sein, denn der Pfarrer geht in seinem Antwortbrief ausführlich auf sie ein: „Sehr geehrter Herr Rutsch!“, schreibt er ihm am 14. Dezember ins Feld, „Herzlichen Dank für Ihre Karten, die mich sehr freuten. ... Die Hauptsache ist, daß es ihnen gut geht und besonders möchte ich Ihnen wünschen, daß Sie Ihren Husten bald verlieren. Sie schreiben, daß eine allgemeine Friedenssehnsucht vorhanden sei. Nun ja, *tout comme chez nous*, sagt der Franzmann, – „ganz wie bei uns.“ Aber ich glaube nicht an den Frieden, trotz kaiserlicher Botschaft. Unsere Feinde sind noch nicht zur nötigen Selbsterkenntnis gekommen. Ehe das der Fall ist, wird ein Friede wohl auch keinen Bestand haben. Der letzte Krieg wird dieser jetzige trotz aller Schrecken, die er im Gefolge hat, nicht sein. – Immerhin hat mich die Friedensbotschaft gefreut. Mag sein, daß sie auch einer etwaigen amerikanischen Friedensvermittlung zuvorkommen will. Wer weiß das? Wir sehen nicht alles. Doch das sind alles Vermutungen und Gedanken, die einem in der Stille der Studierstube kommen, vor denen aber der Feldgraue draußen in seinem Treiben bewahrt bleiben wird. – Bei uns geht es ja Gott Lob gut. Fräulein Sch. lebt sich mehr und mehr ein, jedenfalls ist sie sehr gewissenhaft in ihrem Amt und ich denke, sie wird auch Ihrer Frau eine angenehme

Hausgenossin sein. ... Nun seien Sie herzlich begrüßt mit den besten Wünschen für die Festtage und den Jahreswechsel, sowie für Ihr Ergehen von Ihrem ergeben M. Leuze, Pfarrer.“

So saßen wir also im Kirchlein des tiefverschneiten Unterlengenhardt, an der Seite von Tante Frida und Friedel, ohne unsere Väter. Eine junge Schwarzwaldtanne war mit Kerzen geschmückt, deren Schein auf eine holzgeschnitzte Krippe fiel. Die Gemeinde sang „Ich steh’ an deiner Krippen hier“ und der Pfarrer predigte. Seine Worte habe ich vergessen. Sicher sprach er aber vom Frieden, der mit der Geburt des Jesuskindes in die Welt gekommen sei, sicher gedachte er unserer Soldaten im Felde und ihrer Friedenssehnsucht. Vielleicht sprach er auch davon, daß die Soldaten auf der anderen Seite der Front, unsere Feinde, die gleiche Sehnsucht spürten, und vielleicht erinnerte er die Gemeinde daran, daß es keinen Frieden geben kann, solange einer dem anderen das an ihm begangene Unrecht nicht vergibt. – Draußen blitzten und funkelten die Sterne im schwarzen Himmel.

Weit weg von uns feierten unsere Väter Weihnachten. In einer noch unzerstörten Kirche hatte man Soldaten aus den umliegenden Stellungen zusammengebracht. Die feldgraue Gemeinde sang „Stille Nacht“, Vater spielte auf der Orgel den Pilgerchor aus dem „Tannhäuser“ und der Feldgeistliche hielt seine Predigt. Ob der Krieg in dieser Nacht schwieg, ob nur Sterne am Himmel standen, oder auch Leuchtgranaten, ob die Feiernden unbehelligt in ihre Schützengräben zurückkehrten oder ob es Feuerüberfälle und Verluste gab, – das alles kann ich nicht berichten. Leider ist der Brief, in dem Vater über sein Weihnachtsfest an der Front schreibt, verloren gegangen. Bestimmt aber dachten unsere Väter in ihren Unterständen mit den gleichen Gefühlen an uns, wie wir an sie, lasen oder schrieben Briefe und zeigten einander Fotografien ihrer Angehörigen. Sie haben wohl auch gesungen, den Inhalt ihrer Päckchen getauscht, die unzerdrückten Zigarren geraucht, ihre geschenkten Wollsachen angezogen und Kognak getrunken, um sich zu erwärmen.

VIERTES KAPITEL 1917

Frost

Denn bitter kalt war es geworden und blieb es auch im Neuen Jahr. Nacht für Nacht sank das Thermometer auf minus 20 Grad. Tag für Tag webte eisiger Nebel um Baumkronen und Schornsteine. Nicht einmal der Rauch wollte in diese Kälte aufsteigen, schwer drückte er auf die Dächer herab. Dabei waren Holz und Kohlen knapp. In der Schule wurden die Stunden gekürzt, man rückte zusammen. In der Wohnung war es ebenso, nur ein Zimmer konnte geheizt werden. Unsere junge Lehrerin saß nun öfters hier zum Kaffee, den Mutter ihr machte. Das Wasser dazu mußte vom Brunnen heraufgeholt werden, weil in der Küche alles eingefroren war. Der Frost bescherte uns Kindern zwar eine herrliche Schlittenbahn von Schnee und Rauhreif, direkt vor der Haustür. Sie reichte die ganze Dorfstraße hinab und endete auf dem dick gefrorenen Weiher. Doch konnten wir uns nicht lange daran freuen. Bald war die Straße so glatt, daß Mensch und Vieh darauf ausrutschten. Man streute Sand und Sägemehl, und aus war's mit dem Schlittenfahren.

Da ich nicht den ganzen Nachmittag ununterbrochen stricken oder Schularbeiten machen konnte, erinnerte ich mich an das vernachlässigte Klavier. Vielleicht wollte ich auch meiner ungeliebten Lehrerin aus dem Weg gehen. Zwar stand das Klavier in einem ungeheizten Zimmer unserer Wohnung, doch Mutter suchte ihre dicksten Wollsachen für mich heraus und so setzte ich mich auf den Klavierstuhl, warm verpackt bis zur Nasenspitze, nur die Fingerchen waren frei. Aber es wurde nichts mit dem Üben. Kaum hatte ich die erste Taste angeschlagen, begann es im Klavier zu rascheln. Töne der Tonleiter, die ich zu spielen versuchte, blieben einfach aus. Erschrocken hörte ich auf. Trotzdem raschelte es weiter. Ich holte die Mutter. Sie meinte, das sei die Kälte, die dem Instrument geschadet hätte. Ich solle einstweilen das Klavier nicht mehr anrühren, um den Schaden nicht noch größer zu machen. Wenn der Vater wiederkäme, werde er danach schauen. Das hat er dann auch getan und es stellte sich heraus, daß im Klavier den Winter über eine Mäusefamilie gewohnt und die Filzbeläge der Hämmer abgenagt hatte, aus Hunger, oder um sich ein warmes Nest zu bauen.

Mutters Krankheit

Mutter ertrug die Kälte schlecht. Noch mehr machte ihr ein Streit zu schaffen, in den unsere junge Lehrerin sie hineinzog. Daß diese nicht die gute Hausgenossin war, für die der Pfarrer sie hielt, habe ich schon berichtet. Sie trug alles Ungünstige, was sie hörte, weiter und übertrieb es. Das Günstige

aber ließ sie weg oder verdrehte es, so daß sie die Leute gegeneinander aufbrachte. Nun gab es im Dorf verschiedene heiratsfähige Schöne, die sich auf unseren jungen Lehrer Hoffnung gemacht hatten. Ihre Eifersüchteleien schwelten auch nach seiner Einberufung zum Militärdienst fort und steckten fast die ganze weiblichen Bevölkerung an. Denn durch die Abwesenheit der Männer kamen die Rangverhältnisse unter den Frauen in Bewegung. Das machte sie unsicher und streitlustig, sodaß mitten im Großen Krieg ein kleiner ausbrach, ein kleiner trojanischer Krieg mit umgekehrtem Vorzeichen, ein Weiberkrieg um einen Mann! Unser Fräulein Sch. war nun in ihrem Element und sorgte dafür, daß den Streitenden bei ihren Zungengefechten die Munition nicht ausging. Ein Mädchen vor allem konnte es nicht verwinden, daß ihr der junge Lehrer entgangen war. Aus verletzter Eitelkeit suchte sie nach jemand, dem sie die Schuld an ihrem Mißgeschick geben konnte, und ließ sich von unserem Fräulein den Floh ins Ohr setzen, meine Mutter habe durch übelwollende Auskünfte ihre sichere Verlobung hintertrieben. Mutter, die das Jahr über andere Sorgen gehabt hatte, als sich in die Heiratssachen junger Leute zu mischen, wollte das nicht auf sich sitzen lassen und stellte das Mädchen zur Rede. Das hätte sie besser nicht tun sollen; denn sie brachte dadurch nur die ganze streitbare Anhängerschaft des Mädchens, einer Wirtstochter, gegen sich auf. – Da war nun Mutter bei einer ganzen Reihe von Leuten plötzlich nicht mehr die Frau Lehrer, sondern es hieß, „Was will denn die mit ihrem Möwenhut?“ Tief beschämt gab sie sich geschlagen. Zermürbt von Kälte, Verdruß und Aufregung übernahm sie sich zuletzt bei einer großen Wäsche und wurde ernstlich krank.

Da lag sie nun im Bett mit schlimmen Zahnschmerzen, einem dick geschwollenen Gesicht und hohem Fieber. Meine liebe Nachbarin Luise Schwab, deren Bräutigam mit meinem Vater im Feld stand, half mir, das Schlafzimmer heizen und Kartoffeln kochen für heiße Umschläge. Als das nichts nützte, telefonierte sie den Arzt herbei. Einen Zahnarzt gab es damals nur in Bretten, 12 km von uns, schon im Sommer kein leichter Weg, undenkbar jetzt für eine Kranke. Dafür hatten wir unseren guten Hausarzt, Dr. Pfeiffer. Der kam im leichten Schlittengefährt mit seinem Kofferchen von Maulbronn herüber. Als er eine Wurzelentzündung feststellte, beschloß er, den vereiterten Kiefer selbst zu öffnen und den Zahn zu entfernen. Frühnachmittags, sagte er, werde er wiederkommen, dann sei das Licht ausreichend. Ich sollte bis dahin für heißes Wasser sorgen. Er kam auch und brachte eine junge Frau mit, seine Nichte. Die lobte er sehr: unerschrocken und kräftig sei sie, was eine Medizinstudentin auch sein müsse. Jetzt brauche er sie als Assistentin, um Mutters Kopf zu halten. Ob ich mir auch zutraue, bei der Operation dabei zu bleiben, falls er rasch etwas benötige? Mir ward himmelangst, aber tapfer nickte ich mit dem Kopf.

Noch tapferer zeigte sich Mutter während der folgenden halben Stunde. Als sie es glücklich überstanden hatte, erhielt ich den Auftrag, den Abend und die Nacht über alle zwei Stunden Kamillenaufguß zu machen und ihr beim Spülen zu helfen. Am nächsten Morgen schaute der Doktor nach seiner Patientin und war zufrieden. Mutter hatte kein hohes Fieber mehr und die Geschwulst war

zurückgegangen. Aber sie war sehr schwach und es dauerte drei Wochen, bevor sie wieder voll ihren Mann stellte. – Derselbe Arzt, ein Kneippiener, hat mich zur Welt gebracht und uns beiden, Mutter und mir, bei der komplizierten Geburt das Leben gerettet. Seinem Rat folgend, haben die Eltern mich bis zum sechsten Lebensjahr völlig fleischlos ernährt und mir auch danach wenig Fleisch und Wurst zu essen gegeben. Als die Mutter einmal von einer verdorbenen Wurstkonserve gegessen hatte, erkannte er sofort die Schwere der Vergiftung. Ernst fragte er mich „Hast du auch von der Wurst gegessen?“ Als ich verneinte, sagte er „Gott sei Dank!“

Jetzt kam durch Eis und Schnee Tante Berta aus Enzberg herüber, um Mutter zu pflegen. Sie war nicht wie sonst zu Lachen und Späßen aufgelegt. Niedergeschlagen gab sie Auskunft über ihre Mutter und Brüder. Zwar war Friedrich vorläufig außer Gefahr. Er hielt sich im Lazarett in Ludwigsburg auf, bis zu seiner vollständigen Wiederherstellung. Dafür machte Wilhelm große Sorgen. Er werde immer bitterer, gebe niemandem mehr ein gutes Wort, auch Großmutter nicht, und schelte nur noch auf die Ablieferungen, den Krieg und den Staat. Rede man ihm gut zu, rege er sich nur noch mehr auf. Es sei fast nicht mehr auszuhalten mit ihm.

Vater im Unterstand

An der Somme, von der Vaters Briefe uns erreichten, war eine erschöpfte Ruhe eingetreten. Das hieß freilich nicht, daß die Geschütze schwiegen. Nun erfuhr ich, was das Wort „Stellungskrieg“ bedeutete. In einem langen Briefe beschreibt Vater uns sein Leben tief unter der Erde, „schön und kugelsicher“, wie er es ironisch nennt:

Ayette, den 13. Februar

Liebes Weib und Kind!

Glücklich bin ich heut morgen im Unterstand gelandet. Besucht mich im Geiste; ein einstmals stattliches Haus. Eine Granate hat die Bewohner vertrieben. – „In den leeren Fensterhöhlen wohnt das Grauen.“ Es ist *nicht* mehr zum Wohnen. – Nun sucht die Kellertür und steigt mit mir hinab. Zählt die Stufen 1,2,3 etc. bis 37. Wir sind unten. So ca. 8 m „gewachsener Boden“ (lauter Kreidefelsen) ist über mir. Bombensicher! Ist nötig, denn *keine Sekunde* setzt der Geschützdonner aus. – Beim Eintritt in meine Behausung bist du ganz geblendet. 2 elektrisch Lampen 50- und 32-kerzige Kräfte machen das Loch taghell, gehen von selber an und aus. – Das ewige Licht. – Jetzt kann ich Euer Christbaumkerzchen gebrauchen. – Nun schaut Euch um bei Eurem Vater. 1,60 m breit ist seine Stube und 6 m lang und so hoch, daß ich gerade aufrecht stehen kann. Laufet 1 m vor, und nach rechts zweigt ebenso eine Stube ab, die dann zum gleich breiten Ausgang nach einer anderen Seite führt, für den Fall, daß ein Weg verschüttet werden sollte. Der nächste Eindruck, den ihr erhaltet ist: bei dir ist's warm. Ein Ofen strahlt behagliche

Wärme aus. Derselbe steht auf 3 Füßen, hat die Größe eines eisernen Kochhafens, ist mit einer umgekehrten Pfanne bedeckt und verlangt fleißige Bedienung. Mit Holz ist er zufrieden – die Einrichtung des Hauses, Tür und Fensterrahmen, Geländer, Sparren etc., kostet ja nichts. – O Weib, wenn's unserem Heim auch so gehen sollte. Es wäre des Lebens nicht mehr wert. Bitte macht's Euch bequem. 2 Stühle, 2 Bänkchen laden zum Sitzen ein. Zum erstenmal wieder kann ich sagen: das ist *mein* Stuhl. Ein befriedigendes Gefühl. Gelt, liebes Weib, ich bin bescheiden geworden. Darfst an meinem Platz sitzen. Vor dir das Telefon. Immer mußt du dienstbereit sein. Die Ärzte von den Stellungen draußen melden die Zahl und die Art der Verwundeten und verlangen Auto oder Wagen. Die Abfahrt dieser Fahrzeuge zu veranlassen, ist meine Aufgabe, und dann noch die Meldung an den Kommandeur zu erstatten. – Der Dienst ist also leicht und einfach. Auf dem Tisch steht ein Regal mit sechs Fächern. 1 Fach fürs amtliche, 1 Fach fürs private Eigentum, 1 Fach für Zigarren, Schreibmaterialien etc. (Liebes Weib, für Briefböglein und *gut* klebende Couverts bin ich dankbar). Auf dem Regal steht ein schöner Christbaum, würde sich für Elses Puppenstube eignen. Ferner steht ein Kruzifix darauf. Ja Heiland, im Krieg habe ich verstanden, was *Erlösertod* bedeutet. Ein großes Opfer! Die Wände sind geschmückt mit Postkarten und anständigen Bildern von früheren Bewohnern. – Das hat mir wohlgetan – man findet sonst soviel Unschönes – wie es bei den Etappenferkeln in Gebrauch sein soll. Die Wände, die Decke, der Boden sind aus 7½ cm dicken Brettern gemacht, Rahmen genannt. An Nägeln hängen unsere Ausrüstungsgegenstände usw. Unsere, sag ich, – ein Kamerad ist noch bei mir zur Ablösung. Es ist ein verheirateter Färber aus der Reutlinger Gegend, ein netter umgänglicher Mann. Eben ist er fort und faßt das Essen. Wir sind im ganzen 8 Mann von der Kompanie hier und fassen 15 Portionen. Liebes Weib, hungern braucht man nicht. – Könntest auch mithalten, es ist besser als in der Kaserne. Brot die Fülle, Fleischstücke, wahre Riesenbröckel etc. So hab ich's heute zum erstenmal genossen, es sei immer so, sagen die anderen. Mein Vorgänger habe sich einen Dickkopf zugelegt. Wenn ich's auch so weit habe, lasse ich mich photographieren; dann kannst du urteilen. „Es ist ein Brauch von Alters her / Wer Sorgen hat, hat auch Likör.“ Auch hier bewahrheitet sich dieses Wort, die Cognacflasche glänzt verlockend aus der Ecke. – Bücher und Büchlein zum Lesen genug, nur die neuesten Zeitungsnachrichten fehlen. – Nun wirst du aber müde sein. Du kannst dich schlafen legen. 4 Bettstellen stehen zur Verfügung, 2 sind übrig. Beschreiben will ich diese Fallen nicht, das will ich dir dann mündlich erklären. Wie sich's darin schläft, kann ich erst morgen sagen. – Es ist jetzt 10 Uhr. Ich mußte mit dem Schreiben innehalten. Wir haben Besuch gehabt von einem anderen Stollen und über den U-Krieg geplaudert. – Nun meine Lieben, schlafet wohl und träumet von Eurem Vater. Liebes Weib, die Post geht hier schon nicht mehr so regelmäßig wie in Moyenneville. Ängstige dich nicht, ich bin für die nächste Zeit also gut versorgt und aufgehoben, – Gute Nacht – Morgen wieder

Euer Vater

Papierkrieg

Die große Kälte war bei uns nun gebrochen. Wie schon öfter schickte mich die Mutter nach Freudenstein zur Abholung der Lebensmittelkarten und zum Einkauf der Rationen. Die Wege waren frei und trocken, an Kreuzungen lagen noch schmelzende Schneehaufen, an Rainen blühte schon der Huflattich. Ich blieb öfters stehen und hielt nach Schlüsselblumen und Veilchen Ausschau. Darin vertieft, hatte ich nicht bemerkt, daß hinter mir jemand kam. Eine junge Frau, die ich noch nie gesehen hatte, grüßte mich und fragte nach dem Weg nach Freudenstein. Ich sagte ihr, sie solle mit mir gehen, ich wolle auch dorthin. Sie erzählte mir nun, daß ihr Mann im Feld stehe, an der Westfront bei Verdun. Als ich darauf antwortet, mein Vater sei an der Somme, war es, als wären wir schon lange miteinander bekannt. Ich fragte sie, ob sie in Freudenstein Besuche bei Bekannten machen wolle. Sie verneinte und zeigte mir in ihrer Tasche eine Milchkanne. Ob sie wohl im Dorf eine Milch und vielleicht ein paar Eier bekommen könne? Sie habe ein kleines Kind, da jetzt gerade von der Großmutter gehütet werde; es fehle in Pforzheim, wo sie herkomme, eben so viel zu einer guten Ernährung. Das Brot werde immer schlechter, es fange schon nach einem Tag an zu schimmeln. Ich hörte mir ihre Klagen über den Krieg an und sagte ihr, daß sie aufs Rathaus gehen und sich eine Genehmigung für den „Kleinlebensmitteleinkauf“ geben lassen müsse, sonst würden ihr bei der Bahnkontrolle die Einkäufe wieder abgenommen. Dann begleitete ich sie noch zur Ratsstube und bat dort für sie. Am Ende bekam sie ihren Schein und danach auch Milch und Eier. Sie war über meinen altklugen Rat und meine Hilfe so froh, daß wenig später aus Pforzheim ein Päckchen mit einem kleinen hübschen Armreif für mich eintraf.

Ein anderes Päckchen, von meinem Vater, traf ebenfalls ein, war aber eine Enttäuschung. Hier mein Antwortbrief: „Hohenklingen, den 5. März. Lieber Vater! Wie geht es dir bist du noch gesund. Die Mundharfe habe ich nicht erhalten das Päckchen ist an mich adressiert gewesen und es ist ganz anders gepackt gewesen als du sie pakst und das Papier war zusammengetrickt und es war leer und ich weinte sehr. Lieber Vater wenn du kommst bist so gut und bringst mir etwas. Es grüßt dich herzlich deine Else auch Gruß von Eugen und seiner Mutter.“ An den Rand schrieb die Mutter: „Gelt Fritz, Else schreibt nicht mehr schön, es wäre höchste Zeit, daß du wieder kämest.“

Anscheinend gab es an der Front nicht nur frische Kuhmilch, sondern auch frisch gemalte Ansichtspostkarten. Vater schickte uns eine. Es ist darauf eine zerschossene Backsteinkirche zu sehen. Der abgebrochene Turm steht starr gegen einen blauen Himmel, an dem drohende Wolken wie von Bränden oder Explosionen hängen. Der Künstler hat noch ein Haus mit einem sonnenbeschienenen Ziegeldach dazugemalt, wohl wegen der blutroten Farbwirkung. Auf einer Fotografie derselben Ruinenszene, Turmstumpf, zerstörtes Schiff und stehengebliebener Chor, ist aber kein Haus mehr zu

sehen: nur Schutthaufen und geschwärzten Balken bilden das, was ehemals Mittelpunkt eines Dorfes war. „Kirche von Hendecourt“ hat mein Onkel Wilhelm darauf geschrieben.

Diese Karten „Vom Kriegsschauplatz der 26. Reserve-Division“ wurden von einer eigens eingerichteten Abteilung hergestellt und herausgegeben. Man macht sich ja schwer eine Vorstellung davon, wie Generäle denken. Wahrscheinlich wollten sie der Heimat mit diesen Bildern beweisen, daß sie nicht faul auf ihrer Haut herumlagen, sondern mit dem vielen Geld, das der Krieg kostete, auch etwas zustandebrachten, was sich sehen lassen konnte. Eine weitere dieser Karten zeigt ein notdürftig zusammengezimmertes Bretterdach an eine Hanglehne geduckt, davor eine Rotkreuzfahne und ein paar Soldaten, umgeben von zerfetzten Bäumen, Gestrüpp und Drahtverhauen. Mein Vater hat mit Bleistift darauf geschrieben „Sanitätsunterstand Miraumont“.

Auf einer andern Ansichtskarte steht von Vaters Hand: „Kauft ein Rähmchen für diese Karte. In Ayette wurde dieselbe gemacht, an dem Ort, da ich am Telefon war“. Das tat die Mutter auch und das Bildchen steht bis heute auf meinem Bücherregal. Es zeigt einen Sanitätswagen mit zwei Pferden, davor mehrere Sanitäter mit Rotkreuzbinden, einer davon mein Vater, mit Knobelbechern, Feldrock, Schildmütze und unvermeidlicher Zigarre.



Briefe an die Front

Vaters ältere Schüler waren traurig, daß sie ihre Schulentlassung ohne ihn feiern mußten. So schickten sie ihm ihre Danksagungen an die Front: „Hohenklingen, den 25. März 1917. Lieber Herr Rutsch! Wie sie schon wissen, war heute Konfirmation, weißes Wetter bekleideten uns den ganzen Tag wie es wahrscheinlich in Frankreich auch war. Ich und meine Eltern haben schon oft an Sie gedacht überhaupt jetzt am Ende meiner Schulzeit, da Sie immer ein so guter Lehrer waren. Hier senden wir ihnen eine Kleinigkeit von der Konfirmation. Auf ein baldiges Wiedersehen grüßt Sie Ihr dankbarer Schüler Karl Ehrismann und Eltern.“

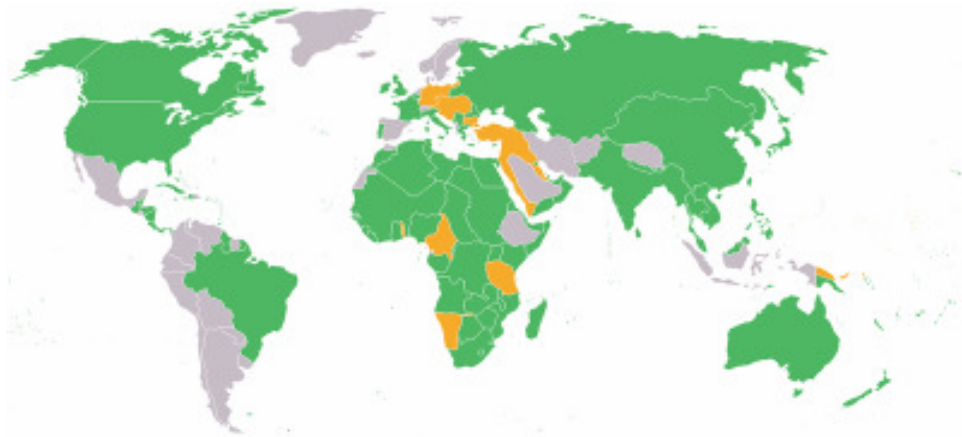
Jeder der vielen Briefe, die mein Vater aus dem Feld mit heimgebracht hat, spricht den Wunsch nach einem glücklichen Wiedersehen, einer gesunden Heimkehr, einem baldigen Frieden aus. Keiner wünscht dem Empfänger Geduld beim Ertragen der Leiden, Mut, dem Tod ins Auge zu sehen, oder gar Kraft zum Vollbringen von Heldentaten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß es unter den Millionen Feldpostbriefen überhaupt welche gab, in denen Angehörige oder Freunde die Briefempfänger an der Front zu noch größeren Opfern anfeuerten: Lieber Sohn, sei so gut und halte noch ein wenig durch; denn, siehst Du, wir brauchen Belgien und ein Stück von Frankreich, um unser Reich zu mehren und unseren Besitzstand abzurunden, und wenn wir nicht siegen, wird uns alles wieder genommen und der ganze Krieg war für die Katz! Der Sache nach sprechen so aber die Aufrufe zur Zeichnung weiterer Kriegsanleihen und die Kriegsberichte. Sie sagen: Der Feind ist erschöpft. Haltet durch, gebt noch einmal euer Bestes, dann ist der Sieg unser und wir können ihm die Friedensbedingungen diktieren! Dagegen sagen die Briefe ins Feld: Wir sind am Ende unserer Kraft. Wo soll das hinführen, wenn nicht bald Friede kommt?

Vaters Kusine schreibt: „Wir hätten nicht gedacht, daß du auch noch fort müßtest, wird deine liebe Frau und Töchterchen in Sorge um dich sein, gebe der liebe Gott, daß du wieder gesund zu Ihnen heimkommen kannst. Babette Kellermann“. Die Adlerwirtin aus Freudenstein: „Am 6. Februar müssen nun die 44-jährigen ungedienten Männer einrücken und wird zu Hause die Sorge immer schwieriger. Gebe Gott uns doch bald den ersehnten Frieden. Ihre Johanna Hähnle mit Kindern.“ Meine Schrozberger Großmutter: „Gestern war Ida in Mergentheim, wir wollten einen Kriegsinvaliden als Friseur, aber derselbe ist wieder ins Feld gekommen. ... Nun lebe wohl mein lieber Fritz, der liebe Gott soll dich beschützen und behüten und den schrecklichen Krieg ausgehen lassen. Deine Mutter Marie Rutsch“. Die Schwester: „Unser Geschäft geht sehr wenig, das Bier ist auch wieder teurer geworden, das spürt man sehr. Das Friseurgeschäft ist nur noch donnerstags geöffnet, wir bringen es aber schon durch, wenn's nur nicht noch schlechter wird. Vielleicht geht der Krieg doch aus, diesen Sommer“. Der Onkel aus Oberstetten: „Wenn nur einmal der schreckliche Krieg ein Ende hätte, oder wenn nur Aussichten vorhanden wären, daß bald Frieden kommen könnte, alles sehnt sich darnach.“

Ich glaube daß ich den Frieden nicht mehr erlebe, denn es wird immer verwickelter, wir haben zuletzt niemand mehr, der die Landwirtschaft baut, es sind hier schon 100 Mann eingezogen und wenn es wieder gemustert wird, kommt unser armer Fritzele auch daran; wenn ich diesen Schmerz noch erleben muß, wollte ich lieber nicht mehr da sein. ... Was man seit dem Krieg erleben muß: in der Wirtschaft darf vor Abend 6 Uhr kein Bier mehr ausgeschenkt werden, Eier sollen abgegeben werden nach der Hühnerzahl, schlachten wird einem vorgeschrieben, Mehl vorgewogen, Kartoffeln soll man sparen und nicht viel essen, wer hätte geglaubt, daß man dieses noch erleben muß.“

Die Weltkarte

Inzwischen war in Rußland die Revolution ausgebrochen. Die älteren Schüler hatten sich in ihrer Wißbegierde bereits früher an den Pfarrer gewandt, der nun die Rolle des Kommentators und Fähnchensteckers übernahm. Er war sehr ernst und traurig über die Revolution, meinte, daß sie von der Gottlosigkeit käme und ansteckend sei wie eine Seuche. Zwar werde Rußland nun durch sie geschwächt und der Friede rücke daher näher, aber nicht für das arme russische Volk, weil es in Rußland zum Bürgerkrieg kommen werde. Bürgerkrieg sei aber noch viel schlimmer als der Krieg der Völker, weil darin Angehörige derselben Nation gegeneinander die Waffen erheben. Wir sollten uns vorstellen, wie das wäre, wenn Deutsche auf Deutsche, schössen... Weiter berichtete er vom Seekrieg. Hier gab es nun endlich wieder Siege unserer Waffen zu melden. Um überall dorthin Fähnchen zu stecken, wo unser Unterseeboote Schiffe versenkt hatten, reichte aber die Europakarte nicht mehr aus. Die Weltkarte mußte aufgehängt werden. Freilich zeigte diese Karte auch, wie riesig die Vereinigten Staaten gegenüber Deutschland und selbst der Donaunarchie waren. Die Selbsterkenntnis, die der Pfarrer unseren Feinden abgesprochen hatte, – offensichtlich fehlte sie auch unseren Oberkommandierenden und Heerführern.



Gelb: Wir, die „Mittelmächte“. Grün: Unsere Feinde, die „Entente“. Grau: Neutrale

Daß die Vereinigten Staaten in den Krieg gegen uns eintreten würden, war nun so gut wie sicher. Vater erwähnt es in einem Brief vom 16. März 1917: „Mein liebes Weib – ist’s wahr – Amerika soll auch den Krieg erklärt haben? Kommt vollends alles. Hast du da noch Mut zur Kriegsanleihe?“ Im selben Brief berichtet er von laufenden Rückzugsvorbereitungen. „Bei einer Sprengung wurde einer von uns getötet (traurig und schrecklich) und 9 Mann verwundet“. Und: „Gestern hat mein Ohr sehr Schmerzen gemacht, es war mir überhaupt nicht wohl, vielleicht mag mir auch der Schreck in die Glieder gefahren sein“.

Wenig später, am 28. März schreibt Vater: „Liebes Weib und Kind, ich war heute beim Schanzen. An der Straße vor G. außen am Kirchhof müssen wir Unterstände bauen und Pferdeställe. Da graben wir jetzt unter den Särgen. Arbeit gibt’s genug. Bis das fertig ist wird’s Sommer. Ach der Krieg! Den Ruheplatz der Toten unterwühlen... In meinem Ohr zieht sich auch wieder etwas zusammen, aber nur nicht krank werden beim Militär, wir haben’s ja seinerzeit gelesen – ‚Nur krank?’ sagt die Dame im Lazarett zu einem solch armen Kerl. – Lieber immer gesund bleiben und alles mitmachen, doch wieder heil davon kommen...“ Am 3. April 1917: „Eine ‚Leidenswoche’ hat scheint’s angefangen. Am 2. haben die Engländer angegriffen. Da gab’s blutige Arbeit. Viele, viele Deutsche verwundet, noch mehr Engländer, eigentlich lauter Australier und Schwarze. Wir hatten solche Kerle auf dem Verbandsplatz. Heute bin ich sehr müde. Die ganze Nacht bis gegen 3 Uhr ging die Arbeit fort. O Menschheit, o Jammer, es ist gut, es ist ein Glück, daß ihr Frauen *das* nicht sehen müßt und dürft. Liebes Weib du würdest zusammenbrechen. Der Artikelschreiber hat nichts gewußt vom Angriff. Artikel sind gut schreiben. Wenn nur solch Kerl auch an die Front müßte und die Anstifter des Elends, dann gäb’s kein Trommelfeuer und Maschinengewehrfeuer mehr. Sonst für heute nichts mehr. Schreib du mir fleißig. In Eile! Herzlich grüßt Euch Euer Vater.“

Kriegsberichterstattung

Ich weiß nicht, welchen Artikelschreiber Vater hier meint. Es ist wohl auch nicht so wichtig, denn die Kriegsberichte, die Mutter ihm ausschnitt und an die Front schickte, sind alle im selben Stil geschrieben: unsere Feinde müssen wahnsinnig geworden sein, denn Tag für Tag greifen sie an und jagen ihre Männer ins sichere Verderben. Wir dagegen bewahren die Übersicht, die Vernunft und sind die Ruhe selbst. Daß auch unsere Gegenangriffe „ohne Rücksicht auf Verluste“ befohlen wurden, wird nicht erwähnt. „An der Somme kam der Feind keinen Schritt vorwärts. Im Gegenteil, gerade an dem Brennpunkt der Ancre-Schlacht, in und um Grandcourt (2 Kilometer östlich Beaucourt), haben wir im Gegenstoß die Engländer aus dem Westteil des Dorfes wieder hinausgeworfen. Die Höhen von Serre, das nächste heißbegehrte Kriegsziel der Engländer, sind noch fest in unserer Hand und von dort speien

unsere Batterien Tod und Verderben in die schlammige Ebene und halten unter den anstürmenden Engländern grausige Ernte. Hier rechneten die Engländer auf einen Erfolg. Als am 18. November derselbe ihnen versagt war, wiederholten sie am 19. November den wahnsinnigen Versuch. Wiederum vergeblich – und vergeblich warteten im Hintergrund Kavallerie und Panzerautomobile auf die Stunde ihrer Bestimmung. Ein schwedisches Blatt rechnete aus, daß im Anfang der Somme-Schlacht den Alliierten jeder Kilometer 16 000 Mann, in den letzten Wochen aber 46 000 gekostet habe! Das sind geradezu entsetzliche Zahlen, wenn man nach demselben Blatt noch annehmen darf, daß der Verlust der Engländer bereits die Zahl 600 000 weit überschritten habe.“

Es war keine gewöhnliche Ohrenentzündung, die dem Vater zu schaffen machte. Bei der Sprengung, von der er uns schrieb, war sein Trommelfell verletzt worden. Er blieb zeit seines Lebens auf dem linken Ohr schwerhörig. Nun aber konnte er uns zu Ostern gute Nachricht schicken. Die Militärärzte, die das vereiterte Ohr behandelten, hatten ein Einsehen gehabt und seine Rückversetzung nach Ludwigsburg stand unmittelbar bevor. So fuhren wir mit erleichtertem Herzen nach Enzberg, wohin auch Tante Frida kommen wollte.

Als es am Ostersonntag regnete, versteckte Tante Berta Friedel und mir den Osterhasen in der großen Scheuer. Ich fand mein Moosnest mit großen und kleinen roten Zuckerhasen und vielen bunten Eiern in einer dunklen Ecke. Die gute Großmutter hatte wohl manches Pfund Mehl und Butter in Tausch gegeben, um ihren Enkeln die Nester mit Zuckerhasen zu füllen, denn in den Läden gab es sie nicht mehr zu kaufen. Friedels Osternest, ebenso schön wie meines, hatte Tante Berta an eine höher gelegenen Stelle versteckt. Sie war aber zu klein, um dort hinaufzuschauen und begann zu weinen, als sie nichts finden konnte. Da hob Tante Berta sie hoch und sagte: „Sieh dich um!“ Friedel streckte ihr Ärmchen aus und rief: „Da ist er, auf dem Wagen!“ Dieses Bild habe ich heute noch deutlich vor mir: Tante Berta lächelnd, mit der kleinen Friedel auf dem Arm, die mit den Händchen klatschte. Es ist dies meine letzte ungetrübt fröhliche Erinnerung an das Leben auf dem Hof in Enzberg.

Die Schreckensbotschaft

Am 4. Mai 1917 fand Tante Berta ihren Bruder Wilhelm erhängt in derselben Scheuer, in der wir vier Wochen zuvor so glücklich miteinander gewesen waren. Sie schnitt ihn ab und stellte Wiederbelebungsversuche an, ohne Erfolg. Die Schreckensbotschaft erreichte uns als Telegramm: „Päule sofort kommen – Wilhelm tot – Berta“. Mutter packte das Nötigste für sich und für mich, zog ihr schwarzes Kostüm an und bat die Nachbarin, während unserer Abwesenheit nach Haus und Kleinvieh zu sehen. Dann machte sie sich mit mir zusammen auf den Fußmarsch zum Bahnhof. Im Wald nahm sie den Hut ab, befestigte ihn auf die strohgeflochtene Reisetasche und setzte sich Tasche

mit Hut schwungvoll auf den Kopf. Es war alles wie sonst, nur daß sie auf dem ganzen Weg weinte, auch auf dem Bahnhof und im Zug. Der Schaffner und die Reisenden, die uns begegneten, machten achtungsvoll Platz und ließen uns ungestört. Eine Frau in Schwarz, weinend, mit einem Kind an der Hand, – das war damals ein vertrauter Anblick, gehörte sozusagen zum Straßenbild. Ich habe meine Mutter auf der Fahrt immer nur angeschaut, mitweinen konnte ich nicht, obwohl ich Wilhelm gern gehabt hatte. Daß er nun tot sein sollte, kam mir erst langsam zum Bewußtsein. So stellte ich auch keine Fragen. Mutter hätte sie auch nicht beantworten können, obwohl sie sicher ahnte, was geschehen war. In Enzberg trafen wir Großmutter und Tante Berta weinend. Nachbarinnen waren auch da, um zu helfen und um mitzuweinen. Den Toten durfte ich nicht sehen. Man gab mir kleine Arbeiten in der Küche und im Stall, die ich stets gern verrichtet hatte. Diesmal tat ich sie ungern. Es kränkte mich, nicht ins Vertrauen gezogen zu werden. Etwas Besonderes mußte geschehen sein, warum hielten sie mich aus der Stube fern, warum sagten sie mir nichts? Ich war doch kein kleines Kind mehr! Als mich die Mutter ins Bett brachte, nahm ich mir ein Herz und fragte sie, woran Onkel Wilhelm gestorben sei. Sie schwieg eine Weile und besann sich. Dann sagte sie mir die Wahrheit: Er sei verzweifelt gewesen, habe nicht mehr aus und ein gewußt und sich das Leben genommen. Zwei Tage bevor er das getan hätte, sei eine Kommission dagewesen, die ihn aufgefordert habe, bis zu dem und dem Zeitpunkt so und soviel Zentner Korn und Kartoffeln abzuliefern. Wilhelm habe sich mit den Männern gestritten und ihnen den fast leeren Kartoffelkeller gezeigt. Da hätten sie gedroht, ihn ins Gefängnis zu bringen. Der Streit sei sehr schlimm gewesen.

Jetzt lag er in seinem Sarg, im weißen Hemd, umgeben von allen Frühlingsblumen, die im Garten aufgeblüht waren, sein Haar noch tiefschwarz, das weiße Gesicht sorgfältig rasiert, die feingliedrigen Hände über der Brust gefaltet. Still und friedlich war es um ihn her. Tante Berta und Großmutter sprachen mit dem Pfarrer. Nach einem alten Kirchengesetz durften Selbstmörder nicht in geweihter Erde begraben werden. Es lebte in der Meinung mancher Dorfbewohner fort, die sich gegen ein Begräbnis Friedrichs auf dem Enzberger Kirchhof aussprachen. Der Pfarrer tröstete die Großmutter aber: Dieses Gesetz sei seit dem Jahre 1900 außer Kraft und Wilhelm dürfe daher sehr wohl im Grab seines Vaters beigesetzt werden. So blieb ihr wenigstens dieser Schmerz erspart. Auch richtete der Pfarrer es ein, daß bei der Beerdigung alles so von statten ging, wie es gebräuchlich war: Gebet, Predigt und Aussegnung. Ein Chor von Schulkindern sang, als wir, Großmutter, ihre vier Töchter und ich, Wilhelm auf seinem letzten Gang begleiteten. Die Männer der Familie, der Bruder und die Schwiegersöhne fehlten, waren weit fort, im Osten und im Westen. Mein Vater, der am nächsten war, hatte keinen Urlaub bekommen. So war es also doch auch äußerlich, wie wir es innerlich fühlten, eine Kriegsbeerdigung: Wilhelm war ein Opfer des Krieges. Die Großmutter beugte sich in ihrem Schmerz tief über den Sarg und sagte immer wieder: „Er ist doch mein Kind“. Da habe ich zum ersten Mal in diesen Tagen auch Tränen vergossen. Sie galten der Großmutter.

Harmonikaspiel und Tanz

Nicht weit von Hohenklingen, in Knittlingen, war eine kleine Fabrik angesiedelt, die Mundharmonikas und Akkordeons herstellte. Eine ganze Anzahl von schulentlassenen Mädchen und Jungen, auch Frauen und Männer, sofern sie nicht zum Wehrdienst eingezogen waren, gingen von Hohenklingen aus täglich zu Fuß dorthin, um sich anlernen zu lassen und Geld zu verdienen. Zugleich erhielten die Jugendlichen kostenlos Musikunterricht auf den Instrumenten, die sie anfertigten. Die Firma ist heute weltbekannt, nur hat sie ihren Sitz und ihre Produktionsstätten seit langem in den südlichen Schwarzwald verlegt, nach Trossingen. Auch pflegt sie weiter den Musikunterricht und unterhält eine Musikhochschule, deren Abschluß staatlich anerkannt ist. Die Bewohner unseres Gäus haben den Standortwechsel sehr bedauert.

Sie waren nämlich alle sehr musikalisch und sangen die vielen Lieder, die sie kannten, wo immer sie mit anderen zusammentrafen. Dann wurde immer mehrstimmig gesungen. Man sang aber auch für sich allein, damit es einem bei einförmiger Beschäftigung nicht langweilig wurde. Nach und nach war nun in viele Hohenklinger Häuser eine Mundharmonika gekommen. Aus dem einen Kind des Hauses, das sie spielen konnte, wurden schnell mehr, denn die größeren Geschwister reichten ihre neue Kunst an die kleineren weiter. An schönen Sommerabenden, vor allem samstags und sonntags, wurde gespielt, oft im Duo, Trio oder gar Quartett. Wer ohne Mundharmonika war, dem blieb das Singen oder Zuhören. Aber doch nur einstweilen.

Denn bald gerieten wir auf ein neues Vergnügen. Schräg hinter dem Schulhäuschen lag ein großer Holzplatz, auf dem Brennholz gehackt, Gartenzäune gezimmert und Weinbergpfähle zugespitzt wurden. Den richteten wir, die Kleineren, uns zum Tanzplatz her. Der Boden war schön elastisch und roch gut nach Harz. Eins spielte jetzt auf: Straußwalzer, Rheinländer, Schottischen bunt gemischt, dazwischen Gassenhauer nach Berliner Melodien („Im Grunewald, im Grunewald ist Holzauktion“). Wir waren meist noch keine zehn Jahre alt, aber wir flogen nur so dahin, paarweise, Junge mit Mädchen, oder Mädchen mit Mädchen, wie es sich ergab. – Wer uns das beigebracht hat? Wie das Harmonikaspiel unsere älteren Brüder und Schwestern. Die tanzten freilich nur zu Hause mit uns und schauten auf unsern Tanzplatz hochmütig herab. Denn auf dem Berg am Waldrand hatten sie einen eigenen viel schöneren. Dort wirbelten die 14- bis 16-jährigen miteinander herum, „wie der Lump“ am Stecken“ unter weitausladenden alten Buchen, nach den volleren Klängen der Ziehharmonika. Wir durften hier nur zuschauen und lernen. Wenn es dunkelte, mußten wir nach Hause. Das taten wir dann Arm in Arm, und sangen dabei Lieder. Bei nächster Gelegenheit probierten wir aus, was wir abgeschaut hatten und wendeten es auf unserem eigenen Tanzplatz an. Niemand hat uns je von dort vertrieben. So eingespannt die Erwachsenen und so zahlreich daher die Pflichten der Kinder auch

waren, wurden wir doch geduldet, – wohlwollend; denn hinter Türen und Fenstervorhängen ertappten wir Mütter, Tanten, ja Großmütter, dabei wie sie uns zuschauten und miteinander lachten.

Vaters Rückkehr

Vater hatte wegen seines Ohrs noch einmal zehn Tage im Lazarett verbracht. Seine Beschwerden wurden nun als „Dienstbeschädigung“ anerkannt. „Vom 23. 7. bis 31. 10. 17 zu Gunsten des ev. Bez. Schulamtes Dürrmenz nach Hohenklingen entlassen“ steht in seinem Militärpaß. Wir zählten die Tage, die Stunden und endlich sogar die Minuten, bis er von Maulbronn her die Dorfstraße herunterkommen mußte. Mutter hatte Großputz veranstaltet und sämtliche Fenster blank gerieben, auch in den Schulzimmern. Während sie mit ihren Kuchen zum Backhaus eilte, fuhr der Putzteufel in mich und hieß mich die Holzterappe auf Hochglanz polieren, kniend mit einer Wurzelbürste. Rappilig, wie ich war, richtete ich mich auf der untersten Stufe rasch in die Höhe und schlug mit dem Schädel gegen die massive Klinke der offenstehenden Haustür. Es blutete nicht schlecht und ich heulte. Ein Loch im Kopf! Das wäre unter gewöhnlichen Umständen ein Fall für unseren Gemeindegewester in Freudenstein, oder gar für den Doktor in Maulbronn gewesen. Aber nicht an einem Tag wie dem heutigen... Als ich mit meiner Überlegung soweit gekommen war, stellte ich das Heulen wieder ein.

Was war zu tun? Ich beschloß mich selbst zu verarzten, bevor die Mutter zurückkehren, ihren Schreckensruf ausstoßen und mich zum Verbandsplatz schleppen würde. Oben in der Küche hielt ich den Kopf unter den Wasserhahn und preßte ein nasses kaltes Tuch darauf. Schmerz und Blutung ließen rasch nach. Es brauchte also nicht gedoktert zu werden. Zum Glück war ich noch im Werktagsgleid. Das zog ich schnell aus, versteckte es und schlüpfte in mein Sonntagsgleid mit weißem Spitzenkragen. Wie hätte der jetzt ausgesehen, wenn ich ihn schon angehabt hätte! Als ob nichts passiert sei, trat ich der Mutter entgegen und half ihr die duftenden Kuchen hochtragen. Sie fragte mich wohl, woher ich die nassen Haare hätte, aber dann kam der Vater und der ganze Unfall ging im freudigen Trubel der Begrüßung unter. Geblieben – fürs Leben – ist mir die Erinnerung an dieses Wiedersehen und eine kleine Narbe auf der Stirn unter dem Haaransatz.

Vaters Sorge galt Großmutter und Tante Berta in Enzberg. Wie waren sie mit der Heuernte und der ganzen sommerlichen Feldarbeit zurechtgekommen, wie hatten sie Wilhelms fehlende Arbeitskraft ersetzen können? Mutter berichtete: Wirklich sei es sehr schwer gewesen und es wäre überhaupt nicht gegangen, hätte nicht der Enzberger Pfarrer sich für Großmutter eingesetzt und erreicht, daß ihr der altbewährte polnische Kriegsgefangene ganztags für den Hof zugeteilt wurde. Sie lobte auch Tante Berta: „Sie hat für zwei gearbeitet und ist doch noch ein junges Mädchen, mit Anspruch auf Auslauf und Unterhaltung“. Nun stand die Ernte bevor und Wilhelm fehlte ganz besonders. Es waren gerade

Große Ferien. Vater besann sich daher nicht lang, Mutter packte und wenige Tage später waren wir in Enzberg.

Kornernte auf den Steigäckern

Am großen Küchentisch saß dort nun wieder ein Mann der Familie zuoberst und Großmutter war froh, die Arbeitseinteilung in die Hände meines Vaters legen zu können. Dennoch spürten wir die ganze Ernte über, daß wir die Lücke, die mit Wilhelms Tod entstanden war, nicht ausfüllen konnten. Schnitter waren nun Vater, der Kriegsgefangene, Tante Berta und Großmutter. Früh um vier zogen sie mit ihren Sensen und Sicheln los, die steile Straße hinauf, die zur Höhe über dem Enzthal führte, auf der die Kornäcker des Hofes lagen. Mutter und ich richteten den großen Eßkorb und die Krüge und machten uns auf denselben Weg, wenn es Zeit zum Morgenimbiß war. Eine gute halbe Stunde hatten wir zu gehen. Nach der Mahlzeit blieben wir auf dem Feld und halfen. Ich legte die Garbenstricke aus, in regelmäßigen Abständen den Reihen des geschnittenen Korns entlang. Die drei Frauen folgten mir nach, rafften mit beiden Armen, in der rechten Hand die Sichel, das Korn auf, immer genau die richtige Menge, und legten es sacht auf die Stricke. Hinter ihnen kamen die zwei Männer und banden die Halmbüsche zu Garben. Sie umfaßten das Bündel, knieten darauf nieder, um es zusammenzupressen, aber vorsichtig, weil die schweren Ähren auf den dünnen Halmen gern abbrechen. Dann zogen sie mit aller Kraft den Strick an und verknoteten die beiden Enden. An den Garbenstricken waren Querhölzchen angebracht und es gab eine bestimmte Bindetechnik, die man üben mußte, wenn sie einem schnell von der Hand gehen sollte. Jeweils vier bis sechs Garben wurden zusammengestellt.

Während die anderen noch mit dem Binden beschäftigt waren, wanderten Tante Berta und ich nach Hause. Dort spannten wir den Braunen ein, luden Wiesbaum und Ährenrechen auf und fuhren über die Steige zurück aufs Feld. Vater richtete Pferd und Wagen genau aus, damit er den schnurgeraden Garbenreihen entlangfahren konnte, ohne sie zu streifen. Der Pole kletterte auf den Wagen, Vater ergriff die Gabel und ich mußte mit dem Braunen gehen und ihn mit „Hü“ und „Brr“ zum Anziehen und Anhalten bewegen. Vater gabelte nun die Garben mit Schwung auf den Wagen, wo der Pole sie in Empfang nahm und fachmännisch verstaute. Je höher die Ladung wuchs, desto mehr kam Vater bei diesem Geschäft ins Schwitzen. Währenddessen zogen die Frauen die großen Rechen durchs Stoppelfeld, um die abgebrochenen Ähren aufzusammeln. Zum Schluß bekam ich einen Sack umgehängt und mußte die restlichen Ähren auflesen. Die waren für das Ziefer zuhause. Nun kam die schwierigste Arbeit des Tages: den hochbeladenen Garbenwagen gut über die Steige ins Dorf hinunter

und in die Scheuer bringen. War der Wiesbaum richtig festgezurt? Unser Pole schüttelte den Kopf und beide Männer legten sich mit voller Kraft noch einmal in die Seile.

Jetzt ergriff der Pole die Zügel des Braunen. Die Steige war grob geschottert. An vielen Stellen schauten die von Fuhrwerken rundgewetzten Steine des Untergrunds hervor. Gut, wenn der Fuhrmann diese Stellen kannte, auf denen das Pferd ausrutschen oder die Wagenräder anrallen konnten. Neben dem Wagen gingen Vater und Tante Berta und stützten die schwankende Ladung mit der Gabel. Pferd und Fuhrmann taten ihr Bestes. Aber mitten auf der Steige – rechts der Hang, links die Weinberge – brach plötzlich mit einem gewaltigen Krach das linke Vorderrad. Der Braune stemmt sich mit allen vier Beinen gegen das Gewicht des auflaufenden Wagens und der Pole machte einen Satz und kurbelte die „Micke“ zu. Der Wagen kam zum Stehen, bedenklich talwärts geneigt zwar, aber immerhin, er kippte nicht um. Dafür war unser braver Brauner verletzt. Ein hervorstehendes Metallteil hatte ihm an der Hinterhand eine tiefe Wunde zugefügt. Schnell schirrten wir ihn aus. Tante Berta führte ihn heim in den Stall und telefonierte nach dem Tierarzt. Großmutter ging inzwischen zu Nachbarn, um Hilfe zu erbitten. Nach einer Weile kam ein alter Mann mit Pferd und Wagen. Wir bedankten uns und begannen mit dem Umladen. Als wir endlich in die Scheuer fuhren, begegneten wir dem Tierarzt mit Instrumententasche. Er hatte die Wunde des Braunen genäht und versorgt. Es sei nicht weiter gefährlich, meinte er, das Pferd fresse ja, aber drei Tage Ruhe brauche es mindestens. Mit einem geliehenen Pferd brachten wir die Ernte dann ohne weitere Zwischenfälle unter Dach und Fach.



Kornernte, fotografiert von Berta

Der doppelte Boden

Bei Reparaturarbeiten im Haus machte Vater eine Entdeckung. In einer der ausgeräumten Gesindekammern klangen unsere Schritte merkwürdig hohl. Vater untersuchte die Dielenbretter. Sie waren kunstvoll gefügt, aber nicht festgenagelt und ließen sich einfach herausheben, wenn man nur an der richtigen Stelle den Anfang machte. Unter ihnen lag anderthalb Meter tief eine zweiter Fußboden. Dazwischen leerer Raum, trocken und dunkel, nur von oben her zugänglich. Wozu mochte er in dem alten Zollhaus, das den Dreißigjährigen Krieg überstanden hatte, gedient haben? Als Versteck für Wertsachen, Nahrungsmittel oder gar Menschen? Großmutter konnte keine Auskunft geben und sich nicht entsinnen, daß ihr Mann je von einem doppelten Boden im Haus gesprochen hatte. Die Entdeckung machte meinen Vater nachdenklich und traurig. Wenn Wilhelm von dem Versteck gewußt und es ausgenutzt hätte, sagte er damals, wäre er vielleicht nicht so in Bedrängnis geraten und zum Äußersten getrieben worden. Ich glaube, er machte diese Bemerkung zu meiner Mutter und mir.

Vor Großmutter am Familientisch wurde über das Hätte und Wäre im Zusammenhang mit Wilhelms Tod nicht gesprochen, wohl aber darüber, wie es jetzt weitergehen würde. Großmutter war anzumerken, daß sie die Hoffnung verloren hatte. Sie sprach mit Fassung, aber bitter. Bis zur nächsten Ernte würde sie so nicht mehr weiterarbeiten können, das sei sicher. Alles andere schwebte im Ungewissen: wie lange der Krieg noch daure, ob er sich auch noch ins eigene Land hereinziehe und es verheere und ob Friedrich zurückkehren werde. Doch selbst wenn er am Leben und unversehrt bleibe, so glaube sie nicht, daß er den Hof, oder was davon noch übrig sei, weiterführen könne. Berta aber wolle zur Krankenpflegeschule gehen und nicht Bäuerin werden. Alle ihre Töchter habe es vom Hofe weggezogen. Nun werde eintreffen, was ihr Mann auf dem Totenbett in seiner Verzweiflung einmal gesagt habe: „Wenn ich sterbe, geht die Familie zu Grunde“. Vater begütigte sie. Selbst wenn man den Hof aufgeben, ihn verpachten oder verkaufen müsse, werde das Leben weitergehen. „Der Hof ist nicht die Familie, die sind wir!“ Ihre Töchter, Schwiegersöhne und Enkel würden sie nicht im Stiche lassen. Und wohlverstanden: noch sei Friedrich am Leben und könne heil zurückkehren. Er werde dann reifer sein, als zu der Zeit, da er ausgezogen sei, und den Frieden zu schätzen wissen. Dann könne er seine Lehre abschließen, heiraten und ein so guter Bauer und Viehzüchter werden wie sein Vater. Die Großmutter schüttelte nur traurig das Haupt und schwieg.

Erst viel später habe ich erfahren, daß auch Friedrich ein Sorgenkind war, in ganz anderen Sinn als sein Bruder Wilhelm. Wo diesem das Selbstvertrauen und Durchsetzungsvermögen fehlte, hatte sein Bruder eher zuviel davon. Er faßte rasch auf, hatte gute Zeugnisse und seine Lehrer fanden nichts an ihm zu beanstanden. Dafür seine Schwestern, gegen die er oft aufsässig wurde und seinen Jähzorn hervorkehrte. Wahrscheinlich hatte er unter ihrem Frauenregiment auch einiges zu leiden. Da er seinen Bruder nicht akzeptierte, fehlte es ihm zuhause an männlicher Autorität. Großmutter hatte unter

Schwestern und jüngerem Bruder ständig zu schlichten. Einmal geschah es, Friedrich war schon aus der Schule und in der Lehre, daß er auf dem Feld mit einem jungen Mädchen aus dem Dorfe Streit bekam, sie von ihrem Wagen zerrte und ohrfeigte. Der Vater des Mädchens zeigte ihn wegen Körperverletzung an und die Sache kam vor Gericht. Als der Richter Friedrich fragte, warum er das getan habe, sagte er, das Mädchen habe ihn an seine Schwestern erinnert. Das war nun eine Art von Geständnis. Ich weiß nicht, was er für eine Strafe bekam. Eingesperrt war er nicht, wahrscheinlich wurde die Strafe zur Bewährung ausgesetzt. Dafür spricht, daß mein Vater sich auch nach der Gerichtsverhandlung, bei der er anwesend war, viel um ihn kümmerte, in der Art eines Bewährungshelfers. Friedrich behielt seine Lehrstelle, aber ein Makel haftete jetzt doch an ihm. Ich bin sicher, daß sein Entschluß, sich freiwillig in den Krieg zu melden, damit zusammenhängt. Er nahm sich die Sache zu Herzen und wollte die Scharte auswetzen.

Ich werde beim Schwindeln ertappt

Vater wurde am 18. September in Leonberg nachgemustert. „1 Jahr nur garnisonsverwendungsfähig – Heimat“, steht in seinem Militärpaß. Nun hatten wir ihn erst einmal zurück und es begann für uns ein neues Leben, unten im Schulsaal, wie im Stock darüber. Fräulein Sch. kam an eine andere Schule, ihre Strick- und Häkelstunden fielen weg. Statt dessen ließ der Vater mich mit den Buben turnen. Das genierte mich überhaupt nicht, waren es doch meine Spielkameraden, mit denen ich nicht nur getanzt, sondern mich auch oft genug gerauft hatte. Der Mäuseschaden am Klavier wurde auch behoben, und ich bekam wieder regelmäßig Stunden. Tonleitern, Etüden von Czerny und kleine Stückchen von Hummel, Mozart und Beethoven fielen mir leicht und machten mir Freude. Mit den Chorälen tat ich mich schwer, so gern ich sie sang. Doch Mutter bestand auf wöchentlich einem Choral. Sie schätzte Choräle hoch und wußte jedes zweite Lied in unserem Gesangbuch auswendig, oft zehn und mehr Verse. (Als sie in ihren letzten Lebensjahren fast völlig erblindete, war das für sie ein großer Trost). Auch hatte sie ein gutes musikalisches Gehör. Von der Küche aus überwachte sie mein Spiel und kam öfters zu mir ins Zimmer, wenn ich immer wieder den gleichen Fehler machte. „So geht das“, sagte sie dann und schlug die richtigen Tasten an oder sang mir die Stelle vor, wenn sie nasse Hände hatte. Übungsstunde war täglich um elf, nach dem Ende der Vormittagsschule. Über dem Klavier hing unsere Wohnzimmeruhr. Wenn sie zwölf schlug, durfte ich aufhören. Meinen Choral spielte ich immer zuletzt. Was lag näher, als diese Übung zu verkürzen? So kletterte ich am Anfang meiner Stunde auf den Klavierstuhl, öffnete leise das Uhrgehäuse und stellte die Zeiger ein paar Minuten vor. Natürlich kam alles heraus und der Choral mußte nun am Anfang der Übungsstunde gespielt werden, nach dem Grundsatz: „Erst die Arbeit und dann das Vergnügen“.

Daß mir die Eltern den Schwindel nicht weiter übernahmen, hatte aber seinen Grund. Während ihrer Brautzeit war Vater Lehrer und Kantor in der Waldensergemeinde Groß-Villars gewesen. Damals gab es sonntags noch einen Nachmittags-Gottesdienst. Vater saß dabei an der Orgel wie auf Kohlen, weil er noch seine Braut in Enzberg besuchen wollte. War die Kirche aus, begab er sich im Laufschrift auf den Bahnhof. Oft fuhr der Zug ohne ihn ab. Da sann er auf Abhilfe. Während der Predigt stieg er einmal auf Zehenspitzen von der Orgelempore auf den Kirchturm und stellte die große Kirchturmuhre vor. Danach setzte er sich geräuschlos wieder auf seinen Platz, von dem aus er durch einen Rückspiegel Kanzel und Pfarrer im Blickfeld hatte. Richtig schlug die Glocke fünf Minuten zu früh. Der Pfarrer, erzählte Vater, habe daraufhin seine Taschenuhr gezückt, einen Blick darauf geworfen, sie wieder eingesteckt und gesprochen: „Lasset uns beten!“

Die Reformationsfeier

Woher kam es, daß Pfarrer und Schulmeister auf dem Lande immer ein wenig miteinander „gäbelten“ und öfters auch ernste Meinungsverschiedenheiten hatten? Die Volksschullehrer waren im Kaiserreich der Geistlichkeit unterstellt. So gab es einen Standesunterschied zwischen Pfarrer und Lehrer, der Pfarrer gehörte zur Obrigkeit, der Lehrer zum Volk. Der Ortsgeistliche führte die Schulaufsicht und hatte dem Lehrer zu befehlen. Der Lehrer mußte gehorchen und den Pfarrer zuerst grüßen. Manchmal auch den Pfarrerssohn, wenn dieser Gymnasiast oder Student und damit Respektsperson war. Tat er es nicht, wurde er gerügt und bekam Schwierigkeiten, was meinem Vater einmal widerfahren ist, sodaß er vor Ärger krank wurde.

Im Nachlaß meines Vaters finde ich ein kleines Wachstuchheft, in dem er eine Feierstunde in der Hohenklingener Kirche entworfen hat. Am 31. Oktober 1917 jährte sich Luthers Thesenanschlag gerade zum vierhundertsten Mal und die Schulbehörde erteilte Pfarrern und Lehrern die Auflage, an diesem Tag besondere Gedenkfeiern abzuhalten. Vater umrahmte seine Feier mit dem Lied „Ein feste Burg ist unser Gott“, oder besser, er baute sie rund um dieses Lied auf, dessen dritter Vers so anfängt: „Und wenn die Welt voll Teufel wär und wollt uns gar verschlingen, / So fürchten wir uns nicht so sehr, es soll uns doch gelingen“. Ich kann mir kein Wort vorstellen, das unsere Stimmung im Herbst 1917 besser wiedergibt. Ein großer Trotz hatte uns ergriffen. Alle Kräfte waren darauf ausgerichtet, standzuhalten und den Krieg doch noch zu gewinnen. Die Obrigkeit tat alles, um den Glauben der Bevölkerung an den Sieg zu bestärken und jeden Zweifel daran zu ersticken.

In der Feierstunde meines Vaters erscheint Luther als unverzagter Kämpfer und Sieger für den deutschen Glauben. „Wer ist ein deutscher Mann? // Der für das Groß und Gute / mit felsenfestem Mute / beharrlich kämpfen kann. // Der kühn vor aller Ohren / den Weisen und den Thoren / Die

Wahrheit sagen kann, // Der standhaft stets geblieben / Der deutsche Freiheit lieben / Und Treue üben kann, // Der beten kann / Und Gott dem Herrn vertraut. / Wenn alles bricht: er zaget nicht – / Das ist der deutsche Mann“. Dieses Gedicht steht im Mittelpunkt der Feier und wird von Lehrer, den Schülern und Gemeinde im Wechselgespräch und Wechselgesang erläutert: Luthers innere Kämpfe als Mönch, sein Feldzug gegen den Ablasshandel, seine Worte vor dem Kaiser auf dem Reichstag, seine Ächtung und Verbannung, endlich aber der Sieg der Reformation. Auch die Zeugnisse, die andere große Deutsche ihm ausstellten, Melanchthon, Hutten, Friedrich der Große, Herder, Goethe, Schiller, Heine und Arndt werden in Erinnerung gerufen. Der Lehrer gedenkt der verfloßenen drei Kriegsjahre und vergleicht Luther mit dem kämpfenden deutschen Volk. Die Gemeinde singt dazwischen die Verse des Liedes „Ein feste Burg“ und beschließt sie mit den mächtigen Worten des letzten Verses. „Nehmen sie den Leib, / Gut, Ehr, Kind und Weib, / Laß fahren dahin! / Sie haben's kein'n Gewinn; / Das Reich muß uns doch bleiben“.

Ich kann mir nicht anders vorstellen, als daß diese Feierstunde ganz im Sinne unseres Pfarrers ausgefallen ist, und daß er meinem Vater danach die Hände gedrückt und seine Anerkennung ausgesprochen hat. Als Aufsichtführender war er freilich auch zur Kritik verpflichtet. Mein Vater hat sie hinten in dem Heftlein eingetragen. „Anmerkung zu meiner Feier“, steht da, „Mir mangelte noch nähere Ausführung, z.B. beim Beten: Fleißig gebetet etc. und anderes mehr.“

Der rote Faden

Wie es damals mit meinem Fleiß beim Beten stand, weiß ich nicht mehr. Im Stricken jedenfalls ließ er zu wünschen übrig. Auf dem Büffet stand mein Strickkörbchen und darin lag immer ein Paar angefangener feldgrauer Socken. Die Mutter hatte das Ende der Strickerei mit einem roten Faden markiert. Täglich hieß sie mich zehn Gänge weiterstricken. Das tat ich jetzt, da die Socken nicht mehr für den Vater waren, nur unter Murren. Strickstunde war frühnachmittags. Draußen lag ein wunderbarer Schnee. Der Vater saß am Schreibtisch und korrigierte Hefte. Nach ein paar Tagen, – der Schnee lag immer noch –, fehlte der rote Faden. Ich strickte einige wenige Runden, ohne genau zu zählen, und ging dann mit der Erlaubnis des Vaters zum Schlittenfahren. Am nächsten Tag geschah dasselbe, am übernächsten wieder. Gewissenhaft wie ich war, fragte ich endlich die Mutter. Sie schaute mich an und lächelte. Ob ich wirklich nicht wisse, wie das zugehe? Ich verneinte es. Nun, der Vater habe mit ihr gesprochen und sie gebeten, den roten Faden doch wegzulassen. In meine Arbeit vertieft hätte ich nämlich ausgerufen „Lieber in den Krieg, als stricken!“ Das hätte ihn sehr getroffen. Ich selbst erinnerte mich überhaupt nicht an diesen Stoßseufzer, war aber vergnügt, daß ich nun nicht mehr soviel stricken mußte.

Dafür strickte Mutter, was das Zeug hielt: Socken, Strümpfe, Halsbinden im Dutzend, ja mehrere Paar Handschuhe wurden fertig. Wahrscheinlich ging es sogar schneller, weil sie nun nicht mehr das Gewurstel, das ich öfters hervorbrachte, aufziehen und umständlich in Ordnung bringen mußte. Außerdem war Vater da und nahm ihr alle Gänge ab. So hatte sie den Kopf frei und konnte sich über ihre Weihnachtsbäckerei Gedanken machen. Das war auch nötig, denn es gab jetzt nur noch Schwarzmehl, kaum Butter und keinen Zucker. Immerhin hatten wir Honig, wenn auch nicht so viel wie im Jahr zuvor, dafür reichlich Dörrobst, im Backofen getrocknete Zwetschgen, Äpfel- und Birnenschnitze. Mutter probierte ein wenig mit verschiedenen Mischungen und dann gelang ihr ein Hutzelbrot, das den Vergleich mit „Friedensware“ nicht zu scheuen brauchte. Ein Dutzend Laiblein wanderte mit den Wollsachen in die Päckchen. Dazu kamen noch Kerzen, auch sie Mangelware, – zwei Stück erhielt man zu Weihnachten außer der Reihe zugeteilt. Wir hatten genug davon, dank unserer Bienen, die uns Wachs lieferten. Kerzenziehen? für Mutter kein Problem! Sie war in einer Zeit aufgewachsen, wo die alten Leute noch wußten, wie man viele Artikel des täglichen Bedarfs selbst herstellte, z.B. Seife, die nun auch rationiert war.

Mutter besann sich auf das Rezept. Hatte sie nicht ihre Großmutter einst noch aus Soda, Natron und tierischem Fett selbst im Waschkessel Seife kochen sehen und die Riegel schöner, fester, selbstgemachter Kernseife bewundert? Rindertalg war vorhanden. Vater mußte ihr die übrigen Zutaten besorgen. Als alles beisammen war, entfachte sie ein großes Feuer unter dem Waschkessel. Es roch zwar nicht gut und das Zeug wollte sich erst nicht richtig mischen. Aber zäh im Rühren und Ausharren brachte die Mutter schließlich einen dicken weißen Brei zustande. Zum Schluß tat sie noch ihren Vorrat von Schmierseife hinein, um die Masse geschmeidig zu machen. Sie strich sie auf ihr großes Nudelbrett und schnitt sie mit einem Draht in handliche Rechtecke. Stolz zeigte sie uns ihr Werk. Es sah zum Anbeißen gut aus: eine glatte Tafel, gelblich-weiß, von zartem schokoladeähnlichem Schmelz. Wir waren sehr imponiert. Vater trug ihr das Brett auf die Bühne. Dort sollte es mit Zeitungspapier abgedeckt vierzehn Tage ungestört trocknen. Nach einer Woche plagte mich die Neugierde. Ich lüftete ein Blatt und – machte große Augen. Statt der herrlich fetten Riegel lagen da verschrumpelte, graue Dinger, wie zusammengedrückte Streichholzschachteln. Jedes Stück hatte ein weißes Pulver ausgeschwitzt, das man wegpusten konnte. Das war so lustig anzuschauen, daß ich gleich den Vater holte. Wir beide lachten, aber Mutter weinte, als sie die Bescherung sah. Ich höre sie heute noch sagen: „Jetzt hab’ ich nicht einmal mehr Schmierseife für meine nächste Wäsche!“

Bertas Entscheidung

Weihnachten verbrachten wir in Enzberg. Still beschauten wir den schönen Baum. Großmutter weinte um ihre beiden Söhne, den Toten und den Soldaten. Zwar hatten wir seit dem 15. Dezember einen Waffenstillstand mit Rußland. Friedrich war jetzt aber im Westen, in Belgien. Er befand sich auf einem vergleichsweise ruhigen Posten bei einer Versorgungseinheit, – einstweilen. Wie er den Tod seines Bruders aufgenommen hat, und wie er über die Zukunft des Hofes dachte, – ob er sich dazu überhaupt Gedanken machte, – kann ich nicht berichten. Ich nehme an, daß seine Mutter und Schwestern ihm mitteilten, wie es aussah. Was hätte er auch dazu sagen, wie helfen können? Großmutter's Herbsterte war böse gewesen. Anhaltender Regen hatte die Kartoffel- und Rübenfelder aufgeweicht. Das Obst war hängengeblieben. Großmutter überließ es denen, die es herabtun, oder vom Boden, wo es zu verderben drohte, auflesen wollten. Ihr treuer Helfer, der Pole, war nach der Ernte in die Heimat entlassen worden. Er hatte noch einen Teil der Winteraussaat vorgenommen, aber viele Äcker waren unbestellt.

So war also die Zeit herangekommen, über die Zukunft des Hofes eine Entscheidung zu treffen. Die Feiertage und die Jahreswende gaben Gelegenheit, einen Familienrat abzuhalten. Es wurde viel überlegt und viel gesprochen, oft laut und in großer Erregung. Vater und Onkel Wilhelm, der auf Urlaub war und vom Schwarzwald herunterkam, hatten die schwere Aufgabe, zu beschwichtigen und zu verhindern, daß die Sache übers Knie gebrochen wurde. Beide glaubten immer noch, daß an Bertas Vorsatz, Krankenschwester zu werden, etwas zu ändern sei. Ich erinnere mich gut an die Szene, die es gab, als sie sie zur Heirat zu bewegen versuchten. Man war um den Tisch des großen Wohnzimmer versammelt, dessen Fenster auf den Hof und die Straße blickten. Mich hatten sie zu den Beratungen selbstverständlich nicht hinzugezogen, aber in der Aufregung vergessen hinauszutun. So spielte ich auf der Eckbank mit dem Puppenstubenbett und den zwei Krankenschwesterpüppchen, die ich zu Weihnachten bekommen hatte, und paßte auf. Zu zweit nahmen die beiden Männer ihre junge Schwägerin ins Gebet: Dieser Krieg, so schrecklich er sei, werde nicht ewig dauern und, so Gott will, auch Bauernsöhne übriglassen, die ein schönes und tüchtiges Mädchen mit Handkuß nähmen, wenn sie einen Hof erbe. Mit zwanzig sei gut sagen: „Ich heirate nie!“ Später werde es heißen „Ihr habt meinen Hof verkauft und mir die Heiratsaussichten genommen!“ Berta wehrte sich heftig: Niemals werde sie Bäuerin werden. Sie könne und wolle es nicht. Und selbst wenn sie es wollte: wer würde die Schwester eines Selbstmörders zur Frau nehmen? Man solle ihr nicht so zusetzen und sie nicht quälen, als ob sie Schuld habe, wenn der Hof verkauft werden müsse. Ihr Platz sei bei den Kranken und Verwundeten. Das habe sie hundertfach erfahren, als sie in Mühlacker in die Lazarettzüge gestiegen sei, um zu verbinden, zu pflegen und zu trösten und das sei jetzt ihr letztes Wort. Sie sprach schreiend unter Tränengüssen und schlug dazu ein übers andere Mal mit beiden Fäusten auf die Tischplatte. Nur einmal noch, viele Jahre später, habe ich sie so aufgelöst gesehen. Dann lief sie weinend aus dem

Zimmer. Großmutter und Mutter gingen ihr nach, um sie zu beruhigen, die beiden Männer schwiegen betroffen. Sie wußten nur zu gut, daß Berta an einer unglücklichen Liebe litt. Wahrscheinlich hatten sie geglaubt, wenn das der Grund sei, warum sie nicht heiraten wolle, dann könne man sie umstimmen.

Wenn es denn eine Liebesenttäuschung gewesen ist, die Tante Berta dazu bewog, Schwester zu werden, dann muß es eine große Liebe und eine tiefe Enttäuschung gewesen sein. Denn sie blieb ihrem Entschluß – oder Gelübde – lebenslang treu, und wies die Partien, die Vater und Onkel Wilhelm ihr auch später noch vorschlugen, (Kriegskameraden von ihnen, einen wohlhabenden Sägemüller und einen reichen Schwarzwaldbauern), mit feinem Spott aus, ohne sich auch nur eine Minute zu besinnen: nein danke, sie wolle nur unter eine Haube kommen und das sei die einer Rotkreuzschwester. Das ist sie dann auch geworden. Sie hat den ganzen Zweiten Weltkrieg mitgemacht. Während des Polenfeldzugs, als es an Sanitätern fehlte, tat sie auf Verbandsplätzen an vorderster Front Dienst. Sie hat Unsägliches erlebt. Auf Urlaub erzählte sie uns einmal eine ganze Nacht, was unter der deutschen Militärregierung in Städten des Osten mit der Zivilbevölkerung, Polen und Juden geschah. Sie weinte dabei unaufhörlich, schlug mit den Fäusten auf den Tisch und flehte uns an, sie zu verstecken, damit sie nicht mehr zurück müsse, um mitanzusehen, was wir den Menschen im Osten antäten. „Das ist der Krieg“, sagte mein Vater. Er meinte es aber nicht entschuldigend. Sie fuhr dann doch wieder zurück, kam nach Rußland und hat den ganzen Rückzug mitgemacht. Ihr Platz war bei den Soldaten, bis zum bitteren Ende. Nach dem Krieg arbeite sie in Lungenheilstätten und Kinderkliniken.

Als sie pensioniert wurde, zog sie nicht ins Heim für altgediente Schwestern, sondern baute sich in Enzberg ein Häuschen, im Weinberg, den sie von ihrer Mutter geerbt hatte, wenige Schritte von dem Hoftor entfernt, durch das sie als Kind ein- und ausgegangen war. Schräg gegenüber wohnte Tante Emma mit ihrer Tochter Lotte in einem schönen Haus, das Onkel Johann kurz nach dem Ersten Weltkrieg gebaut hatte. Ein drittes Haus, direkt gegenüber, kam bald hinzu. Dort zog Emmas jüngster Sohn Friedrich mit Frau und Kindern ein. Das war keine bloß räumliche Annäherung, wegen der Lage der Grundstücke, die allesamt Erbteile des alten Hofes waren: die Schwestern hatten sich untereinander und mit der Mutter längst wieder ausgesöhnt. In guter Nachbarschaft lebte Tante Berta noch über zwanzig Jahre, ohne je in anderen Kleidern als Schwestertracht zu gehen. Sie zog Obst und fuhr damit nach Pforzheim. Meist sparte sie das Fahrgeld und fuhr per Anhalter, wie es ihr als Schwester unter Soldaten zur Gewohnheit geworden war.

FÜNFTES KAPITEL 1918

Der Hof wird verkauft

Die Würfel waren nun gefallen, der Verkauf des Hofes beschlossene Sache. Ein Makler wurde benachrichtigt, er kam in den ersten Tagen des neuen Jahres von Mühlacker herüber. Diesmal vergaß man nicht, mich aus dem Zimmer zu schicken. Trotzig setzte ich mich in Großmutter's Schlafkammer an die Stelle, wo der Wohnzimmerofen durch die Wand hindurchragte. Um mithören zu können, brauchte ich bloß die Ofentür zu öffnen. – „Laura“ hat mich mein Vater genannt, weil ich immer gern aufpaßte, wenn die Erwachsenen miteinander flüsterten, und dabei manchmal Sachen erfuhr, die nicht für meine Ohren bestimmt waren. Doch ich liebte den Hof fast so sehr wie unser Schulhäuschen in Hohenklingen. Daher ging mich die hier verhandelte Sache etwas an und ich fühlte mich im Recht. Was also erlauschte Laura hinter der Ofentür? – Nichts von dem, was besprochen wurde, denkt mir noch. Es waren ja auch Geschäftssachen, die über den Horizont einer Zehnjährigen weit hinausgingen. Lange habe ich es auf meinem Horchposten sicher nicht ausgehalten. Vielleicht bin ich auf Zehenspitzen wieder fort, um mich nach etwas Unterhaltendem umzusehen, vielleicht bin ich aber auch in der schönen Ofenwärme und frühen Dämmerung des Winternachmittags eingeschlafen. Das Wenige, das ich vom Verkauf des Hofes behalten habe, stammt aus Gesprächen, die am Enzberger Küchentisch geführt wurden. Großmutter tat sich schwer mit der Entscheidung, welche Grundstücke vom Verkauf ausgenommen werden sollten, als Erbteile für Emma, Berta und Friedrich. Sie wollte die behalten, die sich am besten zu Bauplätzen eigneten. Vater meinte, sie solle auf einem davon gleich ein Haus bauen, für sich und für Tante Berta, solange sie bei ihr wohnen bleibe, und um es ihr später einmal zu hinterlassen. Doch das lehnte Großmutter ab. Sie wolle, sagte sie mit Entschiedenheit, „nichts Eigenes mehr“.

Großmutter hätte den Hof gern an jemanden verkauft, der ihn selbst bearbeitete. Doch die Bauernsöhne, die Anfang 1918 im Alter gewesen wären, einen Hof zu übernehmen, standen im Felde oder, wenn sie entlassen waren, fehlten ihnen Hände und Füße... Indessen hatte sich bald ein Interessent für den Hof gefunden, ein Steinbruchbesitzer und Baustoffgroßhändler. Sein Familienname, Gössel, war der gleiche wie der Mädchenname meiner Urgroßmutter Katharina Kopp. Ich weiß nicht, wie das zusammenhing, ob er tatsächlich zur weitläufigen Verwandtschaft gehörte. Die Briefe, die er in der Verkaufsangelegenheit an Großmutter und Vater richtete, waren freilich nicht im Ton eines Vetters, sei es auch eines entfernten, gehalten. Diese Briefe liegen mir vor. Sie tragen einen reichverzierten Briefkopf, auf dem eine Fabrikanlage mit fünf rauchenden Schornsteinen zu sehen ist.

Karlsruhe (Baden), den 29. Januar 1918.

Frau Karl Kopp Witwe, Enzberg.

Im Besitz Ihres Briefes nebst Aufstellung vom 27. d. Mts. teile ich Ihnen mit, daß ich am nächsten Donnerstag Mittag Ihrem Wunsche gemäß nach dorten kommen werde. Nach Ihrem Verzeichnis der Güter habe ich solche durch einen Sachverständigen abschätzen lassen und kam derselbe zu einem wesentlich niederem Preis als nach Ihrer Aufstellung. Da ich kein Freund bin von langem Hin und Her so biete ich Ihnen an und zwar:

1.) Hofreite, Haus, Scheune mit Stall, Schuppen	zusammen	M	17 000.-
2.) Wiesen	zusammen	M	4 000.-
3.) Äcker	zusammen	M	13 000.-
Summa		M	34 000.-

Das Haus ist wohl groß aber alt und unpraktisch und müssen, um es einigermaßen wieder wohnlich herzurichten, einige Tausend Mark sofort verbaut werden. Für die Wiesen habe ich per Aar M 35.- also per ¼ Morgen M 280.- angenommen; wie ich hörte, sind beim Kanalbau nur M 30.- per Aar bezahlt worden. Die Äcker habe ich durchschnittlich per Aar M 32.- oder per ¼ Morgen M 256.- angenommen. Ich denke Ihnen hiermit ein gutes Angebot gemacht zu haben, denn ich muß damit rechnen, daß ich die ganze Sache einem Pächter übergeben muß, welcher, wenn derselbe herauskommen will, kaum diese Summe verzinsen wird. Da ich noch anderweitige Sachen habe, so müßten Sie sich aber rasch entschließen, möglichst schon nächsten Donnerstag. Inzwischen begrüße ich sie hochachtend.

K. Gössel

Dieser Donnerstag war der 31. Januar 1918, der Tag, an dem Großmutter den Kaufvertrag unterschrieb. Ein Unglückstag und ein Unglücksvertrag! Der Interessent, „kein Freund von langem Hin und Her“, hatte ihn maschinengeschrieben gleich mitgebracht. Nur der Kaufpreis ist von Hand eingesetzt: M 34 000, wie das Angebot gelautet hatte. Besitz und Nutzung des Hofes sollten am 1. März 1918 auf den Käufer übergehen, die Lasten am 1. April. Der Käufer verpflichtete sich, M 5 000 „bei Abschluß des Vertrags“ zu bezahlen, weitere 5 000 am 1. April. Die verbleibenden M 24 000 wollte er zu 4% verzinst in Jahresraten von M 5 000 abgelten. Doch behielt er sich das Recht vor, „jederzeit den ganzen Rest des Kaufpreises zu bezahlen.“ Ein erfahrener Geschäftsmann hätte einen solchen Vertrag, der dem Käufer die Besitzrechte schon vor der Zahlung sicherte, bestimmt nicht unterschrieben. Auch hatten meine Leute im Vertrauen auf das Wort des Käufers keinen Notar oder Rechtsberater hinzugezogen. Dementsprechend standen sie nach Abschluß des Geschäftes auch da: für die ersparten Kosten und Laufereien handelten sie sich Enttäuschung und Aufregung ein. Worum es dabei ging, war mir damals unverständlich. Ich erfahre es aber heute aus den aufbewahrten Briefen. Der Käufer überraschte die Familie nämlich mit der Ankündigung, daß er

bereits im April den gesamten verbleibenden Restkaufpreis in Höhe von M 24 000 zu zahlen gedenke. Die Verkäuferin müsse ihm auf diese Summe aber 5 % nachlassen, (wovon im Vertrag kein Wort stand!) Einen Teil ihres Geldes könne sie nur dann in voller Höhe bekommen, wenn sie dafür Staatspapiere annehmen... Ich habe in meinem Leben leider keine kaufmännische Schulung genossen. Doch kann ich aus Erfahrung gute von schlechten Geschäftssitten unterscheiden. Auch fällt es mir beim Lesen der alten Briefe wie Schuppen von den Augen: der Käufer dachte gar nicht daran, den Hof zu verpachten. Er wollte in weiser Voraussicht sein Geld in Sicherheit bringen und dabei einen Teil seiner Kriegs- und Reichsanleihen abstoßen! Großmutter fühlte sich erpreßt. Tief gedemütigt gab sie die Sache an ihre Schwiegersöhne ab, die keine andere Möglichkeit sahen, als auf den vorgeschlagenen Handel einzugehen. Das Urteil über das Verhalten des Käufers und darüber, welche Aussichten wir gehabt hätten, uns zur Wehr zu setzen, überlasse ich getrost denen, die sich in geschäftlichen Dingen auskennen. Wahrscheinlich hätte Großmutter den ungeschmälerten Kaufpreis vor Gericht erstreiten müssen, da sich der Käufer laut Vertrag bereits im Besitz des Hofes befand. Genutzt hätte es nichts. Denn zwei Jahre später galt die Mark nur noch zwanzig Pfennig. In der Inflation von 1923 sank ihr Wert dann vollends ins Bodenlose.

So wechselte der Hof denn seinen Besitzer: für Bündel von Papier, für die man bald nicht einmal mehr eine Schachtel Streichhölzer würde kaufen können. All das sah, zum Glück, niemand von uns voraus. Wir dachten ans Nächstliegend: eine passende Wohnung für Großmutter finden. Berta sah sich nach einer Stelle als Wirtschafterin um. Sie wollte unabhängig sein und sich das Geld für ihre Schwesternausbildung selbst verdienen. Großmutter machte sich daran, ihren überschüssigen Hausrat zu verkaufen, zu verschenken... Ade, ihr Wiesen im Enztal, in der langen Allmend! Ade, ihr Äcker im Herrenbrunn, im Burgfeld, im Frauenwäldle, im Lerchenrain, in der Buchhalde! Ade, altes festes Fachwerkhaus! Freilich ihr seid noch da, ein wenig verbaut zwar oder anders genutzt. In meiner Erinnerung seid ihr sogar noch ganz so, wie ich euch erlebt habe: im Tau und Morgensonnenschein funkelnd ihr Wiesen, frucht- und mohnbestanden ihr Äcker, geheimnisvoll und schön du Haus! Aber es war bitter, euch zu verlieren und wir haben es alle miteinander nie verwunden.

Waldsommer

Von dem schweren Nahrungsmangel, an dem besonders die Arbeiterbevölkerung in den Städten den Winter 1917/18 über gelitten hat, mache ich mir erst heute aus Geschichtsbüchern einen Begriff, in die dieser Winter als „Steckrübenwinter“ eingegangen ist. Wir auf dem Land wurden zwar nicht fett, aber doch immer noch satt. Junge Frauen, wie ich vor Jahresfrist eine kennengelernt hatte, wurden nun im Dorf zu einer vertrauten Erscheinung. Sie kamen zu Fuß und auf Fahrrädern, bleich und mit

tief liegenden Augen. Jede hatte ihre Tasche und ihre Milchkanne dabei, in der Hoffnung, sie nicht leer nach Hause zu bringen. Ob sie wohl auf ihrem beschwerlichen Weg einen Blick für unseren herrlichen, sonnendurchfluteten Wald übrig hatten? Nach dem zweiten Weltkrieg gehörte ich auch zu diesen Frauen. Ich kenne daher das wehmütige Gefühl, mit dem man einen blühenden Baum oder eine sommerlich prächtige Landschaft ansieht, wenn daheim die hungrigen Kinder und Eltern warten. Damals aber war es mir fremd und meine Lust am Freien und Grünen ungebrochen.

Daß es für uns Dorfkinder in diesem Frühsommer reichlich Gelegenheit gab, uns im Wald zu vergnügen, dafür sorgte eine Aufforderung der Regierung an die Schuljugend. Sie erging aus traurigem Anlaß. Den Pferden im Militärdienst, den unschuldigsten aller Kriegsteilnehmer, ging nach und nach das Heu und Stroh aus, vom Hafer zu schweigen. So wurde die Schuljugend verpflichtet, Futter für sie zu suchen, natürlich unter Aufsicht von Lehrern und Forstleuten und feldzugsmäßig organisiert. Gefordert war frisches Laub von Buchen, Eichen, Eschen, Linden und von der Haselnuß. Vorschrift war aber, daß die Blätter vorsichtig gepflückt werden mußten, nicht abgerissen oder abgerauft, um eine Beschädigung der Zweige zu vermeiden und den Bäumen das Nachtreiben zu gestatten. Auch eine Belohnung stand darauf: zwei Mark fünfzig sollten für den Zentner Laub an den Sammelstellen bezahlt werden! Da gab es in den Schulhäusern des Landes ein großes Hallo, nicht wegen des Geldes, sondern weil die Nachmittagsschule ausfiel, oder vielmehr im Walde stattfand, und zwar für alle Klassen ab der dritten gemeinsam.

Das Schultheißenamt teilte uns Säcke zu, die älteren Buben besorgten einen kleinen Leiterwagen. Darauf legten wir die Säcke und unsere Taschen mit dem Vesper. Vater hatte uns in der Vormittagsschule schon vorbereitet und uns die Blätter der gefragten Waldbäume zeichnen lassen, das zackige der Eiche und das gerundete der Linde. Nach der Mittagspause versammelten wir uns vor dem Schulhaus. Lieder wurden angestimmt: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser schönen Sommerszeit“ und „Laue Lüfte fühl’ ich wehen, goldner Frühling taut herab“. Singend zogen wir auf die Höhe und traten in den grünen Dom ein. Dort hieß der Vater uns schweigen und den anderen Sängern zuhören, die darin zuhause waren, den Finken und Amseln, Laubsängern und Rotkehlchen. Er kannte sie alle an ihren Stimmen. Die scheuen Walddauben gurrten sanft, der Kuckuck rief in der Ferne, so oft, daß uns das Zählen langweilig wurde. Dazwischen flog ein Häher auf, laut rätschend. Er warnte die anderen Tiere des Waldes vor den heranrückenden Menschenkindern. „Wächter des Waldes“ nannte ihn der Vater. Tiefer im Wald verriet sich ein Specht durch sein Hämmern. Vater erlaubte ein paar Buben, ihn zu suchen, aber ja nicht zu vertreiben; wir wollten ihn doch alle sehen. Die Buben kamen zurück: „Herr Lehrer, wir haben ihn gefunden“, flüsterten sie aufgeregt, „ein großer, schöner Grünspecht!“ Nun hielten wir fast den Atem an, schlichen uns näher und schauten dem fleißigen Vogel zu, bis er uns bemerkte und erschreckt abstrich. Da mußten wir lachen, als wir uns so am Waldboden kauend wieder fanden, Schüler und Lehrer wie die Indianer, mitten in einem

Heidelbeerschlag. Die Heidelbeeren blühten in größter Fülle, ebenso die Walderdbeeren und wir merkten uns die Stelle, um die Früchte später im Sommer einzusammeln. Auf einer halb sonnigen, halb schattigen Waldwiese ruhten wir im weichen langen Gras und hörten uns die Geschichten von den verschiedenen Waldbewohnern an, die der Vater uns erzählte, mit gedämpfter Stimme, um sie, die uns umgaben und unsere Anwesenheit wohl bemerkten, nicht zu erschrecken. Fast hätten wir den Zweck unseres Ausflugs vergessen. Der Duft des Moores und der Waldkräuter mischte sich mit dem der Linden, die unweit am Waldrand blühten, ein betäubender, einschläfernder, vergessen machender Duft... In Schwaden zog er durch die Buchenhallen.

Es half den armen Linden aber nichts. Sie mußten uns ihr frisches Laub opfern, soweit wir ihre Äste erreichen und mit den mitgebrachten Obsthaken herunterziehen konnten. Die großen Buben hakelten die Äste, die großen Mädchen pflückten sie mit gewandten Fingern ab und die Kleinen, die nicht so weit hinauflangen konnten, machten sich an die Haselnußbüsche oder hielten die Säcke auf und traten das Laub darin fest, damit viel hineinpaßte. Rumpfend, lachend, schwätzend zogen wir immer weiter in das uns bezeichnete Waldrevier hinein. Unsere Vesperbrote aßen wir unter der Arbeit und auf dem Leiterwagen stapelten sich die Laubsäcke. Eh wir's uns versahen, war es Abend. Wir füllten den letzten Sack und warfen ihn hoch auf den Wagen. Die Buben mußten sich ordentlich ins Zeug legen, um ihn auf dem unebenen Weg umzukehren. Singend zogen und schoben wir unsere Fuhre heimwärts und brachten sie sicher in den Hof des Ortsvorstehers, wo schon die Waage bereitstand. Es waren einige Zentner zusammengekommen und wir erhielten Geld und eine Belobigung vom Oberamt. Mehrmals zogen wir so mit Leiterwagen und Futtersäcken in den Wald, bis zum Johannistag. Danach war das Laubsammeln verboten. Doch das Waldvergnügen ging weiter mit Körbchen und Kannen. Heidelbeeren waren getrocknet ein gutes Mittel gegen Durchfälle, sogar in den Lazaretten waren sie in Gebrauch, weil andere Medikamente knapp wurden. Im Spätsommer gab es Hagebutten, aus denen sich ein vitaminreicher Aufguß herstellen ließ, unser „Kernlestee“. Noch viel andere Pflanzen aus dem Wald und vom Feldrain habe ich damals kennengelernt und erfahren, wofür sie gut waren: Lindenblüten, Tausendgüldenkraut, Blutwurz, Minze und Kamille. So manche Schönschreib- und Rechenstunde meines vierten Schuljahres wurde zweckentfremdet und mit dem Zeichnen von Waldfrüchten und Pressen von Pflanzen zugebracht. Viel von dem Gelernten habe ich wieder vergessen, viel aber auch behalten oder mich nach dem Zweiten Weltkrieg wieder daran erinnert. Nur einer Pflanze möchte ich noch gedenken, des verbreitetsten und schönsten Baumes unserer Hohenklingener Wälder.

Dieser Baum hatte im Hungersommer 1918 reichlich geblüht, was nur ungefähr alle vier Jahre vorkommt. Unscheinbar und geruchlos wie die Blüten waren, hätten wir Kinder sie kaum bemerkt, wären nicht der Vater und die Forstleute gewesen, die im Wald mit uns Schule hielten. Unübersehbar war nun aber der Segen, der im Herbst von den hohen schlanken Buchen herabprasselten. Bei dem

trocken-warmen Wetter platzen die borstigen Hüllen der Früchte und heraus fielen kleine braune dreikantige Nüßchen, die Bucheckern, oder Buchele, wie wir sie nannten. Die brauchte man nur noch vom Waldboden aufzulesen. Das war nun freilich mühseliger als Äpfel oder selbst Haselnüsse und Hagebutten einsammeln. Man kniete am Boden und klaubte im alten Laub und Moos herum, um die kleinen Dinger zu ertasten. Die festen, geschwellten behielt man in der Hand und legte sie ins mitgebrachte Töpfchen, die mageren waren taub, man warf sie auf einen Haufen, um sie nicht wieder in die Finger zu bekommen. Auch kniete jung und alt auf kleinen Strohmatten, denn sonst bekam man nach einigen Stunden Buchele-Lesen aufgeschundene Knie. Aber unerschöpflich war die Menge, die ein einziger Baum in seinem weiten Umkreis abwarf und Tausende von solchen Bäumen standen in unseren Wäldern. Das Lesen nahm kein Ende: tonnenweise wurden die Buchele in den württembergischen Staatsforsten von Schulkindern und Hilfsdienstleistenden zusammengetragen, für die Versorgung der Heimatstädte und der Front mit Speiseöl. Es blieb aber genügend übrig für alle, die das Glück hatten, in der Nachbarschaft von Buchenwäldern zuhause zu sein. Keine Familie im Dorf, die nicht Buchele las und je nach Größe und Fleiß so und so viele Zentner zusammenbrachte, für sich und für so manche alleinstehenden Alten, die die mühselige Sammelarbeit nicht mehr unternehmen konnten, und ebenso für die abgehärmten Hamsterer aus der Stadt. In der Mühle des Dorfes wurde bis in die Nacht gemahlen und gepreßt.

„Und sie hoben es auf, körbeweis“ – wie die Kinder Israel das Manna in der Wüste. „Unser Manna“ nannten die Leute es auch und waren froh und dankbar über das Himmels Geschenk. Wahrscheinlich gab es auch später wieder gute Bucheles-Jahre, aber sie blieben unbemerkt, weil kein Hunger herrschte. Nur an eines erinnere ich mich: 1947 zog das Volk wieder mit Kind und Kegel, Säcken und Zainen in die Wälder zur Lese. Aber so uferlose wie der Segen im Herbst 1918 war diese Ernte nicht.



„Waldfrauen“ 1918

Friedrichs letzter Brief

An einem Wochenende im September gingen wir nach Enzberg, um nach Großmutter zu sehen. Sie hatte Obstwiesen und einen Krautgarten behalten. Ihre kleine Ernte war rasch eingefahren. Äußerlich befand Großmutter sich wohl: in einer hübschen und hellen Mietwohnung, groß genug für ihre besten Möbelstücke, und doch auch wieder so klein, daß sie Gänge sparte. Innerlich aber fühlte sie sich mut- und kraftlos. Wie vorausszusehen, war Friedrich wieder an die Front gekommen. Sie zeigte uns den Brief, den er ihr geschrieben hatte. Es sollte sein letzter sein. Ich gebe ihn ungekürzt wieder, da er deutlich macht, wie ungebrochen furchtbar der Krieg auch nach Verdun und nach der Sommeschlacht wütete und welch unfaßbar schweren Verluste die Kämpfe 1918 an der Westfront brachten.

Geschrieben den 30. August 1918.

Liebe Mutter und Schwester!

Teile Euch mit, daß es mir noch gut geht, was ich auch von Euch hoffe. Liebe Mutter und Schwester, ich habe in den letzten Kämpfen, bei Arras, miterlebt, was ich im ganzen Krieg noch nicht erlebt habe, besonders war es der 28. August und den werde ich einmal beschreiben und Euch mitteilen, wie es an einem so blutigen Tage, wie ich in diesem Krieg noch keinen erlebt habe, zugeht und daß derjenige, der da durchkommt, von großem Wunder sagen kann. Das II. Batallion von unserem Regiment wurde am 27. abends eingesetzt, und zwar beim Regiment 126, welches zuvor eingesetzt wurde, die sollten wir ablösen. Als wir vorkamen, war vom Regiment 126 nur noch zwei schwere Maschinengewehre und so 30 Mann Infanterie in der ersten Linie. Die anderen vom Regiment waren tot, verwundet oder gefangen. Wir wußten ja gleich, daß wir die Stellung nicht halten konnten, weil wir zu schwach waren. Am 28. morgens war es ziemlich ruhig, aber von unserem Graben aus konnten wir schön beobachten, wie der Engländer seine Infanterie und Stoßtruppen gegen unsere Stellungen vorschob. Aber unsere Artillerie schoß nicht einen Schuß auf die sich massenweise vorarbeitenden Engländer. Wir wußten schon, daß wir eine schwere Stunde vor uns hatten. Nachmittags um 2 Uhr 30 setzte das Trommelfeuer in einer so schrecklichen Weise ein, daß gleich in den ersten Sekunden Tote und Verwundete eine große Verwirrung hervorriefen, und zugleich kamen auch die Engländer, wie aus dem Boden herausgewachsen, massenweise auf unsere Stellungen zu. Voran fuhren Tanks, dann kamen Neger und dann Engländer. Es waren mindestens 15 mal so viel Engländer als wir in der Stellung. Ich und mein Unteroffizier schossen in ein paar Minuten 2 000 Schuß aus unserem Maschinengewehr auf die Engländer, welche sich dann gleich nach links und rechts zogen, um unserem Feuer auszuweichen. Als wir uns umsahen, gingen unsere Kameraden, was noch lebte, zurück, und wir folgten nach, die Toten und Verwundeten zurücklassend. Rechts und links war er schon durchgebrochen und uns im Rücken. Wir nahmen Stellung und ich schoß noch 500 Patronen auf die vor mir auf uns zukommenden Engländer, so daß eine große Lücke entstand. Dann machten wir einen Sprung über die toten und

verwundeten Engländer hinweg, welche uns mit dem Revolver nachschossen. So waren wir noch zu zweit, die anderen hatten die Engländer hingeschossen oder gefangen genommen. Ich hatte das M.G. unter dem Arm und mein Unteroffizier schoß mit dem Revolver auf die auf uns zu springenden Engländer. Auf einmal schrie mein Unteroffizier auf und fiel zu Boden – er war gefallen. Und als ich sah, daß die Engländer nun auf mich losgingen, nahm ich den Revolver in die rechte Hand, das M.G. unter den linken Arm und so zog ich mich zurück. Die Engländer kamen immer weiter nach vorn, da sah ich vor mir einen Graben, welchen unserer Reserve besetzt hatte. Ich nahm meine letzte Kraft zusammen und kam auch glücklich in den Graben. Nun fingen unsere Maschinengewehre an zu schießen und die anstürmenden Engländer wurden zu Hunderten hingemäht, und so könnte ich Euch ein ganzes Buch schreiben, was ich gesehen und selbst erlebt habe. Paket 5 und 6 mit bestem Dank erhalten.

Herzlichen Gruß und auf ein gesundes Wiedersehen hoffend

Euer Friedrich!

Wenn es so weiter geht, verlieren wir den Krieg und unsere ganzen Opfer sind vergebens.

Wie wirkt ein solcher Brief wohl auf eine Mutter? Ich weiß noch, daß wir in Großmutter's kleiner Küche am Tisch saßen und weinten. Mein Vater hatte uns alles vorgelesen. Die Großmutter, die den Brief schon kannte, hielt die ganze Zeit über ihr Gesicht mit den Händen bedeckt. Langsam und mit Betonung las Vater den Schluß des Briefes und knüpfte tröstende Worte an Friedrich's Gruß und die darin ausgedrückte Hoffnung auf gesundes Wiedersehen. Dann aber las er die Nachschrift. Seine Stimme versagte und er schwieg. Auch er wußte, daß der Krieg verloren war.



Letztes Bild von Friedrich (M), achtzehnjährig

Wahrträume

Zurück in Hohenklingen machte Mutter uns große Sorgen. Sie weinte viel, auch bei der Arbeit. Oft setzte sie sich nieder und bedeckte ihre Augen mit beiden Händen oder legte die Arme auf den Küchentisch und begrub ihr Gesicht darin. So verharrte sie eine Zeit, die mir lang vorkam, und kein Zuspruch, weder von Vater noch von mir, konnte sie trösten. Vater und ich behandelten sie, als ob sie krank sei, teilten einander unsere Beobachtungen mit und berieten leise miteinander, was wir tun müßten, um sie zu schonen und ihr zu helfen. Eines Morgens weinte sie besonders heftig. Es schüttelte sie so sehr, daß sie sich halb angezogen wieder aufs Bett setzen mußte. Wir stützten sie von beiden Seiten. Ich bekam es mit der Angst zu tun und begann ebenfalls zu weinen. Jetzt sprach Vater mit ihr, eindringlicher als sonst. Er beschwor sie, uns zu sagen, was sie so quälte. Da erzählte sie uns von einem schweren Traum, der sie in den letzten Nächten mehrmals heimgesucht habe und der sie sehr ängstige. In diesem Traum werde sie in einen Saal mit vielen Betten geführt, in denen aber keine Kranken oder Verwundeten lägen. Die Betten seien alle weiß zugedeckt. Heute morgen habe es ihr wieder so geträumt. Diesmal sei sie ganz nahe an einem der Betten gestanden. Darauf habe ein weißes Tuch und auf dem Tuch eine weiße Hand gelegen. Diese Hand habe sie gekannt und ausgerufen: „Das ist die Hand von Friedrich – Friedrich ist tot!“ Die ganzen Tage schon sei ihr gewesen, als ob ihrem Bruder wirklich etwas zugestoßen sei, sie habe es bloß nicht sagen mögen. Nun aber wisse sie es sicher: sie habe wahr geträumt, Friedrich sei nicht mehr am Leben.

Mutter hatte sich ausgesprochen. Das Grauen, das sie im Traum empfunden hatte, wich. Was Vater sagte, daß der Traum nicht mehr zu bedeuten habe, als daß wir seit Friedrichs Brief mit dem Schlimmsten rechnen müßten, sagte sie sich wohl selbst. Aber die Furcht blieb. Es war ein elendes Hangen und Bangen. Der Krieg war verloren, er konnte nicht mehr lange weitergehen. Alle fühlten das und manche sprachen es deutlich aus. Doch immer noch wurde gekämpft und jeder Tag forderte neue Opfer. Jede Stunde, jede Minute konnte die befürchtete Nachricht bringen. Ich kann gut verstehen, daß Soldaten den Befehl zum Sturm oft herbeisehnten, nicht aus Angriffslust, sondern weil ihnen das Warten unerträglicher war als das Erwartete: lieber ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende! Vielleicht träumten die Angehörigen deshalb so oft vom Tod ihrer Männer, Söhne, Brüder an der Front, weil sie die Ungewißheit nicht mehr aushalten konnten. Und wie oft wurden diese Träume wahr! Umgeben von schrecklichen Gefahren braucht es keine verborgenen Kräfte, kein zweites Gesicht, um Wahrträume zu haben. Tat man denen, die sie hatten, überhaupt einen Dienst, wenn man ihnen die empfangene Gewißheit wieder ausredete, ihnen neue Hoffnung einflößte, die dann um so schrecklicher enttäuscht wurde? War dem gequälten Volk ein Dienst erwiesen worden, als man ihm immer wieder Aussicht auf den Sieg gemacht und es angespornt hatte, „bis zum letzten Blutstropfen“ alles zu geben? – Doch nein, es war etwas anderes, zu sagen: „Noch ist der Krieg zu gewinnen, noch sind Opfer an Gut und Blut sinnvoll“ als: „Noch besteht Hoffnung, daß dein Bruders

lebt“. Daß die Feldherren, die Deutschland während der letzten beiden Kriegsjahre diktatorisch regiert hatten, irrten und die Lage falsch einschätzten, ist ihnen zugute zu halten. Aber sie täuschten nicht nur sich selbst, sondern auch das Volk, verheimlichten ihm bis zuletzt, wie es wirklich aussah.

Der verlorene Krieg

In meinem Geschichtsbuch lese ich, daß im Herbst 1917 auf Geheiß der Obersten Heeresleitung eine neue Partei gegründet wurde. Sie nannte sich „Deutsche Vaterlandspartei“. Ihre Mitglieder saßen auf Direktorensesseln und Rittergütern, in Ministerien und Konsistorien: sie waren die Obrigkeit und bestimmten, was das Volk zu denken und fühlen hatte. Was war geschehen, daß die Generäle sich an diese Leute wandten? Der Reichstag hatte eine Entschliebung gefaßt, die den Weg zu Friedensverhandlungen ebnen sollte und sich dabei auf den Kaiser selbst berufen, der 1914 gesagt hatte: „Uns treibt nicht Eroberungslust“. Im Gründungsaufwurf der Vaterlandspartei heißt es dazu: „Weite Kreise des deutschen Volkes stimmen mit der Stellungnahme der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit zu den wichtigsten Lebensfragen des Vaterlandes nicht überein. Wen gäbe es nicht, der mit heißem Herzen den Frieden ersehnte! Nervenschwache Friedenskundgebungen verzögern aber nur den Frieden... Die Deutsche Vaterlandspartei will Stütze und Rückhalt sein für eine kraftvolle Reichsregierung, die nicht in schwächlichem Nachgeben nach innen und außen, sondern in deutscher Standhaftigkeit und unerschütterlichem Glauben an den Sieg die Zeichen der Zeit richtig zu deuten weiß... Um den Frieden bald zu erreichen, müssen wir nach Hindenburgs Gebot die Nerven behalten. Tragen wir willig Not und Entbehrungen, so wird dem deutschen Volk ein Hindenburg-Frieden zuteil werden, der den Siegespreis ungeheurer Opfer und Anstrengungen heimbringt.“

Ein knappes Jahr später war der Krieg verloren: „Am 14. August 1918 gab Ludendorff bei einem Kronrat widerwillig zu, daß der Krieg für Deutschland militärisch nicht mehr zu gewinnen war. Doch man zog noch immer nicht die entsprechenden Folgerungen, sondern wollte erst günstigere Umstände abwarten. Statt dessen kam es bald nur noch schlimmer... Am 29. September mußte auch Ludendorff im Großen Hauptquartier unumwunden zugeben: „Die Lage unserer Armee bedingt sofortigen Waffenstillstand, um einer Katastrophe vorzubeugen“. Am 2. Oktober starb mein Onkel Friedrich im Feldlazarett zu Mons in Belgien, in welches er zwei Tage vorher schwerverwundet eingeliefert worden war. Mutter erfuhr es von Tante Berta, die von Enzberg aus anrief und sie ans Telefon holen ließ. Ich könnte nicht sagen, wann genau sie diese Nachricht erhielt und wieviel Zeit zwischen ihrem Traum und der Todesnachricht verging. Näheres über Friedrichs Sterben erfuhren wir aus einem Brief der Schwester, die Friedrich bis zu seinem Tode gepflegt hatte. Auch ihn möchte ich hier ungekürzt wiedergeben:

Liebe verehrte Frau Kopp!

Sie werden mit großer Sehnsucht auf eine Antwort von mir warten. Aber bei allem gutem Willen war mir diese nicht eher möglich. Die Zeit, während der Ihr lieber Sohn mit noch mehreren seiner Kameraden zu uns gebracht wurde, um bei uns zu sterben, war auch für uns Pflegerinnen unendlich schwer. Gilt es doch in solchen Fällen nicht nur zu pflegen, sondern mit ganzer Liebe zugetan zu sein und einigermaßen die Pflege der Angehörigen zu ersetzen.

So geht ein Tag um den andren hin in Sorge und Bangen um frisches, blühendes Menschenleben und des abends ist man zu müde, um zu denken. Dann kam der Tag, da unsere Feinde den Fliegerangriff auf unser Lazarett in Mons machten, bei dem Gott sei Dank nur eines betroffen wurde. Gleich darauf der Befehl, daß der Trupp von Pflegepersonal dort selbst abgelöst wird. Daß dieses Zurückgehen auch für uns kommen wird, war uns längst klar, aber so nahe dachten wir uns die Räumung nicht. Niemand wußte zunächst wohin, und nun sitzen wir in Hasselt an der deutsch-holländischen Grenze, vorläufig noch untätig, bis die Lazarette eingerichtet sind. Heute, nachdem ich endlich einen stillen Winkel gefunden habe, will ich versuchen all die mütterlichen Fragen um den heimgegangenen Sohn zu beantworten.

Den Tag, an welchem Ihr lieber Sohn zu uns gebracht wurde, weiß ich nicht genau, aber der an sie gerichtete Brief trägt dieses Datum. Es war um die Mittagszeit, als die Träger ihn brachten, äußerlich gar nicht die Spuren eines Schwerverletzten an sich tragend. Aber es dauerte nicht lange, da sah ich, wie dieses kräftige Menschenleben dem sicheren Tode entgegen ging.

Die Gelähmtheit der beiden Beine sowie das Untersichgehenlassen der ganzen Notdurft, ohne es zu spüren, ließ Arzt und Pflegende eine innere Verletzung des Rückenmarks vermuten. Äußerlich war nur eine linksseitige Schulterverletzung zu sehen. Bei dem gleich erfolgten Verbandswechsel gab ihr lieber Sohn an, daß er mit dieser Verwundung noch ein Stück gelaufen sei, um aus dem Feuerbereich zu kommen. Auf diesem Weg sei eine Granate in seiner Nähe niedergegangen. Darauf lag er einige Zeit bewußtlos und als er erwachte, konnte er nicht mehr gehen. Es ist also anzunehmen, daß durch den Auf- oder Einschlag des Geschosses eine derartige Erschütterung hervorgerufen wurde, die die schon erwähnte innere Verletzung Ihres lieben Sohnes hervorbrachte.

Nachmittag, Nacht- und Vormittag wechselte bei dem Entschlafenen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit. Trotzdem verlangte er mit einem sterbenden Kameraden das heilige Abendmahl zu empfangen. Wir bangten erst ein wenig, ob der Geist dieser heiligen Handlung folgen könne, aber das Verlangen darum war so, daß sich unser Feldgeistlicher entschloß, den beiden Heimgehenden diese Stärkung zu reichen und sie zu trösten. Später frug ich dann nach Ihrer Adresse und nun sprach Ihr Sohn wiederholt die Bitte aus, ich möchte Ihnen doch die Verwundung mitteilen, was ich noch am gleichen Abend zu tun versprach.

Am Morgen sagte ich, daß ich geschrieben hätte, was ihn anscheinend sehr beruhigte. Nachdem wir den lieben Verwundeten frisch gebadet hatten, lag er fast den ganzen Vormittag still und friedlich, ohne recht zu merken, daß der Herr mit ihm heim eilt. Ich betete noch einige Liederverse und ohne Kampf ging

die Seele aus all dem irdischen Jammer nach der oberen Heimat. Er liegt unter vielen seiner Kameraden auf dem Friedhof in Mons. Wenn im Laufe dieses schrecklichen Krieges nicht auch diese Stadt noch verwüstet wird, ist es vielleicht möglich, sein Grab im Frieden, so Gott ihn uns schenkt, zu besuchen.

Die Gräber werden alle mit einer Platte versehen und mit Efeu bepflanzt. Eine Fotografie können Sie vielleicht erhalten, wenn Sie sich an die dortige Ortskommandatur wenden, möglichst bald. Geäußert hat Ihr Sohn nach meinem Erinnern eine diesbezügliche Bitte, in der Heimat begraben zu sein, nicht. Die Seele ist, wie wir durch Christi Erbarmen hoffen dürfen, zur ewigen Vollendung und Ruhe eingegangen und die Erde, da der Leib ruht, ist überall des HErren. ER stärke auch Sie, die schwergeprüfte Mutter, in ihrem großen Schmerz um den Heimgegangenen. In herzlicher Teilnahme grüßt Sie

Schwester Lisette.

„O wie ist es kalt geworden und die Welt so öd und leer / Kalte Winde weh'n von Norden und die Sonne scheint nicht mehr“. Dieses Lied lernten wir jetzt in der Schule. Es paßte ganz zur Trauer und Furcht in unseren Herzen. Draußen stürmte es. Die Bäume bogen sich und ließen ihre Blätter mit dem Wind gehen. Die letzten Trauben waren gekeltert. Die Gärten lagen abgeerntet, aber niemand dachte daran, sie für den Winter einzuschaffen. Es dunkelte früh. Worauf warteten wir noch, auf den Schnee? Auf den Tod? Auf den Frieden? – Großmutter hatte ein Foto vom Grab ihres Sohnes angefordert und erhalten. Auch das Eiserne Kreuz, das er sich verdient hatte, wurde ihr pünktlich zugestellt. An einem schwarz-weiß-roten Bändchen lag es in seinem Etui. Mit welchem Schmerz sie es betrachtete, konnten wir nicht fühlen, sondern nur ermessen. Wir fuhren nach Enzberg, um sie zu trösten, und nahmen am Trauergottesdienst für Friedrich teil.

Wenige Tage darauf, am 11. November, wurde – endlich! – der Waffenstillstand verkündet. Wir hatten diesen Tag herbeigesehnt, Mutter und ich allabendlich darum gebetet, daß es keine neuen Toten und Verwundeten mehr geben sollte. Nun war er da und ich sagte in meinem Abendgebet dem Herr Jesus Dank. Aber erleichtert und froh fühlten wir uns nicht. In Mutters Gesicht las ich Schmerz und im Schmerz Bitterkeit, ja Groll. Unsere Herzen waren durch das Erlebte so sehr zusammengepreßt worden, daß sie Zeit brauchten, sich wieder auszudehnen. Noch heute empfinde ich es als bitteren Hohn, daß meiner Großmutter dieser Schmerz zugefügt wurde, wenige Tage vor Kriegsende, gerade so, als werde die Welt nicht von einem gütigen Gott regiert, sondern von einer gefühllos kalten Maschine oder gar von einem bösen Geist.

Der Quartiergast

Ein klein wenig dehnten unsere Herzen sich in der Adventszeit. Etwas Seltsames geschah. Wir sangen „Macht hoch die Tür, die Tor macht weit“. Und siehe da, im Dorf wurden die großen Scheunentore aufgemacht, Leiterwagen und Gerät herausgefahren und in den Höfen stehengelassen, ohne Rücksicht auf die Nässe. Wirklich bereiteten wir uns auf die Ankunft einer Heerschar vor, die dann ebenso wirklich eintraf. Nicht in „schimmernder Wehr“ erschienen diese Krieger, sondern grau, naß, erschöpft, ausgehungert und abgerissen; nicht vom Himmel hoch kamen sie her, sondern aus der tiefen Hölle, aber froh, froh ihr entronnen zu sein. Hohenklingen bekam Einquartierung von einer Kompanie auf dem Rückzug. Sie hatten Geschütze dabei, gezogen von Pferden, bei denen man alle Rippen zählen konnte. Auf dem Holzplatz stellten sie ihre große Gulaschkanone auf und feuerten sie an. Ihre Mahlzeiten nahmen sie in der Kelter unter dem überdachten Vorplatz ein, Schlaf suchten und fanden sie auf den Heuböden und in den Strohschütten. Es waren alles Norddeutsche. Ihr Hauptmann war aus Hamburg, ein großer, schlanker Mann mit ergrautem Haar. Er trat ins Schulzimmer, salutierte und zeigte Vater sein Quartierbillet. Wir brachten ihn in dem Zimmer unter, in dem die Lehrerin gewohnt hatte, und legten dort Matratzen auf den Boden, da das Bett für ihn zu kurz war. Als alles bereit stand, nickte er freundlich. Mit der Verköstigung, sagte er, sollten wir uns keine Sorgen machen, er esse mit der Mannschaft.

Das wollte nun aber meine Mutter nicht zugeben und lud ihn an unseren Tisch, sogar dringlich, bis er annahm. – Was kocht man für einen Hauptmann? Eines ihrer jungen Hühner mußte dran glauben. Sie ging sogar ein wenig für ihn betteln, in Häusern, von denen sie wußte, daß dort frisch geschlachtet wurde. Es gab Sauerkraut mit Leber- und Griebenwurst, Linsen mit Rauchfleisch und dazu stets hausgemachte Spätzle. Vater schenkte dem Herrn Hauptmann von seinem Wein ein. Da taute er auf, ließ es sich schmecken und lobte Küche und Keller über die Maßen. Von den Spätzle nahm er gern ein zweites und drittes Mal, aber nie vom Fleisch, und den Wein trank er in kleinen Schlückchen. Er war 48 Jahre alt, Kaufmann und Reserveoffizier. Ich sehe ihn noch am Ehrenplatz des Tisches sitzen und mit Wonne Pfannkuchen verzehren, die Mutter mit ihrem Himbeer- und Träublesgesälz gefüllt hatte.

Eine Woche wohnte er bei uns. Einmal trug er der Mutter sogar den Kohleneimer hoch. Mich zupfte er an meinen langen Zöpfen. Er hatte auch Kinder, darunter eine elfjährige Tochter, die er kaum erwarten konnte wiederzusehen. Auch Klavierspielen mußte ich ihm. Ich hatte ein kleines Menuett von Mozart geübt. Er kannte es, es sei aus „Don Giovanni“, sagte er mir, seiner Lieblingsoper. Ob ich wisse, was das sei, eine Oper? Ich wußte es nicht recht. Das sei Musik und Theater in einem, und er beschrieb mir schwärmerisch den Glanz und die Pracht der Aufführungen, die er in Hamburg gesehen hatte. Mein Vater holte unterdessen sein Opernalbum herbei, und wir spielten dem hanseatischen

Hauptmann vierhändig aus Wagners Lohengrin die Arie „Mein lieber Schwan“. Da er etwas von Musik verstand, wird er sich sein Teil gedacht haben.

Mit Vater unterhielt er sich jeden Abend bis lange in die Nacht. Sie sprachen über den verlorenen Krieg und darüber, wie es weitergehen werde. Der Kaiser hatte abgedankt und war nach Holland geflüchtet. Die Republik war ausgerufen, vor dem Waffenstillstand schon. In Kiel hatten die Matrosen gemeutert, Deutsche hatten auf Deutsche geschossen, wie unser Pfarrer es befürchtete, und wie in einer Revolution hatte es in den großen Städten, Berlin vor allem, riesige Massenaufmärsche gegeben. Nun herrschte wieder gespannte Ruhe und der Rückzug fand in bester Ordnung statt. – Ob der Hauptmann für die Republik gewesen ist? Mein Vater war es. Einmal soll er auf dem Fußweg von Maulbronn nach Hohenklingen sehr fröhlich gewesen sein und immer wieder seinen Hut in die Luft geworfen haben: „Hoch die Republik!“ Gesehen habe ich es nicht, aber Mutter erzählte davon. Auch weiß ich, wie sehr Vater es begrüßte, daß im neuen Staat der Geistlichkeit die Schulaufsicht entzogen wurde. Davon hat er oft gesprochen.

Der Hauptmann war in einer Beziehung sehr vorsichtig, ja ängstlich. Er bat Vater, seinen Burschen mit bei ihm schlafen lassen zu dürfen und hielt seine Zimmertür nachts fest verschlossen. Er ist ihm bei uns aber nichts passiert. Auch seinen Soldaten nicht. Sie bekamen in Hohenklingen manchen guten Happen zugesteckt, konnten sich ausschlafen, und große Wäsche veranstalten. Tagelang waren die Scheuen mit dem langbeinigen und langärmeligen grauen Militärunterzeug beflaggt. Es gab auch Verständigungsprobleme und unser Schwäbisch wurde viel belacht. Ohne „klingendes Spiel“ zog die Kompanie wieder ab, es gab keinen Einquartierungsball, wie früher nach Manövern, aber sang- und klanglos war diese Abschied doch nicht. Der Hamburger Hauptmann hat uns noch lange geschrieben, dankbar für die genossenen Gaben, aber auch bedrückt über die Zukunft.

ZU GUTER LETZT

Was diese Zukunft uns bescherte, wissen wir: der schrecklichste Krieg in der bisherigen Menschheitsgeschichte zog einen noch schrecklicheren nach sich. Unser gescheiter Pfarrer hat bis heute Recht behalten: „Der letzte Krieg wird dieser jetzige nicht sein“. Er glaubte nicht an den Frieden auf Erden. Aber auch mein Vater hat Recht behalten, als er Luthers Vers, vom Reich, das uns doch bleiben muß, an den Schluß seiner Feierstunde zum vierhundertjährigen Reformationstag stellte. Freilich nicht bis heute, sondern nur für eine Gnadenfrist von siebenundzwanzig Jahren. So schwer der Friede war, den uns die Sieger in Versailles auferlegten, – sie ließen uns das Reich. Es wurde nur kleiner. Elsaß-Lothringen, das wir nach dem großen Sieg von 1871 gewonnen hatten, ging wieder verloren und viel Gebiet im Osten dazu. Aber der Kern blieb erhalten. Anstatt darüber froh zu sein, tobten nun die „Mehrer des Reiches“. Sie, die alle Chancen ungenutzt gelassen hatten, sich mit den Feinden zu verständigen, als noch Zeit dazu war, gaben nun dem Volk die Schuld am verlorenen Krieg. Nicht die, die gegen jede Vernunft den Krieg bis fast zuletzt hatten gewinnen wollen, um Belgien und die französischen Erzlagerstätten, um eroberte Gebiete und Kolonien in aller Welt festzuhalten, – nicht sie sollten die Niederlage herbeigeführt haben, sondern die hungernden Menschen, die streikenden Munitionsarbeiter, die meuternden Matrosen, die nicht in den letzten Kriegstagen noch in ihren Stahlsärgen auslaufen und auf dem Grunde des Meeres begraben sein wollten. Die „Dolchstoßlegende“ war geboren und viele verbitterte Menschen glaubten sie willig und wählten, als rechte Kälber, ihren zweiten großen Schlächter selber. Der führte einen neuen Weltkrieg herbei. Als derselbe mit unserer bedingungslosen Kapitulation endete, lag Deutschland nicht nur in Schutt und Asche, wir hatten auch das Reich verloren.

All dies gehört nun schon wieder längst zur Vergangenheit. Davon zu erzählen, fehlt mir in meinem vierundachtzigsten Lebensjahr die Kraft und die Zeit. Auch der zweite Krieg forderte von meiner Familie seine blutigen Opfer. Väter, die aus dem ersten wohlbehalten zurückgekehrt waren, verloren darin ihre Söhne, so der hohenlohische Patenonkel seinen Albert, Onkel Johann seinen Alfred und Onkel Walter, wieder in den letzten Kriegstagen, seinen Karl. Meine Vettern Ernst und Wilhelm kehrten schwerbeschädigt nach Hause, die Männer meiner Kusinen Friedel und Clärle erlebten die Entsetzen des Rußlandfeldzugs und verbrachten lange Jahre in Gefangenschaft. Mit allen, die davonkamen, blieben wir, meine Eltern und ich, lebenslang verbunden. – Schön ist es, in ein Stammhaus einzukehren, wie es mir noch vor kurzen Jahren im „Lamm“ zu Oberstetten vergönnt war. Aber auch darin hatte mein Vater recht: „Der Hof ist nicht die Familie, die sind wir!“ Schauder ergreift mich, wenn ich an die denke, die als einzige überlebt haben, Vater, Mutter, Schwestern, Brüder, die ganze Verwandtschaft ausgerottet. Man lese ihre Berichte! Man nehme sich nicht nur zu

Herzen, was uns widerfahren ist, sondern auch das, was unser Volk anderen Völkern angetan hat, den Menschen im Osten, den Mitmenschen in ganz Europa!

Der Fürst dieser Welt, der Tod, er stellt sich wieder einmal „saur“, wie es in Luthers Lied heißt. Ich habe mein Wörtlein gesprochen. Ob es ihn fällen wird? Da bin ich skeptisch... So komme ich schnell zum Ende. Der Krieg hat sich dem Kind, das ich war, unauslöschlich eingeprägt, und wer meiner Erzählung gefolgt ist, wird verstehen, warum es mich drängte, meine Erinnerungen an ihn aufzuschreiben. Viele der Bilder und Szenen, die ich geschildert habe, sind mir mein ganzes Leben gegenwärtig gewesen. Andere, verblaßte, frischten unterm Schreiben ihre Farben auf und belebten sich. Auch sind mir einige, die ich vollkommen vergessen hatte, beim Lesen der Feldpost wieder eingefallen. Mehr als einmal merkte ich beim Ordnen der Briefe und anderen Schriften auch, wie einen sein Gedächtnis im Stich lassen und sogar täuschen kann. Wo ich hätte schwören mögen, daß es so und so war, zeigte das Geschriebene mir schwarz auf weiß: es war anders. Der Militärpaß meines Vaters war mir hier eine große Hilfe. Auch konnte ich meine Vettern fragen, Wilhelm in Kornwestheim, der den Abschluß meiner Erzählung leider nicht mehr erlebt hat, und Friedrich in Enzberg, dem ich die Briefe seines gefallenen Onkels und viele Lebensdaten seiner Eltern verdanke. Ebenso konnte ich in Geschichtsbüchern nachschlagen und nachlesen. Ob ich alles in der richtigen Reihenfolge wiedergegeben habe und so, wie es sich wirklich zugetragen hat? Ich weiß es nicht, habe geschrieben, was ich wußte und nichts verschwiegen. Daß es die ganze Wahrheit über meine Familie ist, glaube ich nicht. Da ich meine Familie liebe und stolz auf sie bin, kann es sein, daß ich ihre Fehler, die auch die meinen sind, übersehen oder beschönigt und ihre guten Seiten über Gebühr herausgestrichen habe. Sollen also die Nachfahren meiner Großeltern, für die ich diese Seiten füllte, sie mit dem vergleichen, was sie von ihren „Altvordern“ gehört haben.